

DIE WELTWOCHEN

VERMISST

Cédric Wermuth
35 Jahre
SP-Präsident

Zuletzt aufgefallen:
Wahlparteitag, 17. Oktober 2020

Hinweise bitte an
SP Schweiz, Theaterplatz 4, Bern
Tel. 031 329 69 69



Sozialdemokratische Partei
der Schweiz

Der stille Abgang eines Hochbegabten

Galant räumt er für Co-Präsidentin Mattea Meyer das Feld.
Die Grünen lachen sich ins Fäustchen. *Marcel Odermatt*

Vergifter des Geistes

Falsches Denken von Platon über Luther bis Foucault. *Christoph Mörgeli*

Wilde Einsamkeit

Wie die Bernerin Monika Hausammann in Südwestfrankreich
die Thriller unserer Zeit schreibt. *Matthias Matussek*

Kreaturen der Nacht
Wenn wir uns schlafen legen,
erwacht draussen
das Leben

The Spotlight Squad

Charlize Theron
Misty Copeland
Yao Chen



CHRONOMAT


BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



Staatlich gewollter Organraub

Geht es nach dem Willen von Bundesrat und Parlament, dürfen die Schweizer künftig am Ende ihres Lebens von Ärzten ausgeweidet werden, ausgeschlachtet wie herrenlose Wracks auf einem Autofriedhof.

Früher musste man die Organspende ausdrücklich erlauben. Nach dem neuen Transplantationsgesetz müsste man den staatlich gewollten Organraub ausdrücklich verbieten. Wer sich nicht wehrt, droht als menschliches Ersatzteillager zu enden.

Das sind keine überspannten Science-Fiction-Fantasien. Das ist harte Realität. Ursprung ist die Volksinitiative «Organspende fördern – Leben retten». Sie fordert den Systemwechsel, wonach der verstorbene Erwachsene automatisch Organlieferant ist, sofern er zuvor nicht schriftlich seinen Widerspruch erklärt hat.

Der bundesrätliche Gegenentwurf ist nur unmassgeblich abgemildert. Auch dort muss ich meine posthume Ausweidung ausdrücklich verbieten. Tue ich das nicht, können die Angehörigen entscheiden. Die Staatsmedizin lauert mit gezückten Skalpell über meinem noch warmen Leichnam.

Volksinitiative wie Gegenvorschlag bringen die Verstaatlichung des Körpers. Die Gesundheitsbehörden sollen einfacher auf Lebern, Lungen, Nieren und andere Innereien der Bürger zugreifen dürfen. Der Durchgriff wäre ein Dammbbruch der Staatsmacht ins Innerste des Menschen.

Nach dieser Logik ist der Begriff «Organspende» irreführend, falsch. Wenn ich meine Organe automatisch freigebe, sofern ich mich nicht schriftlich weigere, ist das keine Spende, sondern die Abtretung von Körperteilen, auf die der Staat längst einen besitzergreifenden Anspruch erhebt.

Gesetz wie Initiative verschieben somit die Eigentümerschaft am menschlichen Körper vom Menschen hin zum Staat. Die Organe, über die ich zeitlebens verfüge, sind gleichsam nur geliehen vom Kollektiv, das sie nach meinem Tod wieder in Besitz nimmt. Das Transplantationsgesetz macht den Menschen buchstäblich zum Staats-Organ.

Gespenstisch ist die Selbstverständlichkeit, mit der heute auch Bürgerliche diesem Ausbau der staatlichen Verfügungsmacht über

Der Verstorbene als rezyklierbarer Körperhaufen ist abstossend, eine Frankensteinvision.

den Einzelnen zustimmen. Seine körperliche Souveränität, die Integrität des Menschen wird dem Begehren der Gemeinschaft unterstellt.

Freiheit beginnt immer mit der Unversehrtheit des eigenen Körpers. Zu Recht werden gewalttätige Übergriffe, Körperverletzungen hart bestraft. Aber auch Leichenschändung und die Verwüstung von Gräbern gelten als barbarisch. Der Mensch gibt mit seinem Tod nicht seine Würde ab.

Dass nun jeder, der nicht schriftlich widersprochen hat, wie beim Metzger von den Organverwertern ausgenommen werden kann, wäre ein zivilisatorischer Rückschritt, eine Schande für einen freiheitlichen Staat wie die Schweiz, die besonderen Wert auf die Achtung der individuellen Freiheit legen sollte.

Der schiefe Eigentumsbegriff der Leichenräuber geht sozialistisch von der All- und Übermacht des Staates aus. Eigentlich gehören wir alle dem Staat. Auch was wir verdienen, ist im Grunde Staatsbesitz. Dank «Steuergeschenken» dürfen wir wenigstens einen Teil davon behalten.

Ist der Lohn, der uns nach Steuern bleibt, ein Geschenk der gnädigen Obrigkeit? Sind unsere inneren Organe freundliche Leihgaben der staatlichen Gemeinschaft, an die wir sie in einem Akt gesetzlich erzwungener Solidarität schliesslich wieder zurückgeben?

Um Himmels willen: nein!

Es läuft einem kalt den Rücken hinunter, wenn man sich auf die Geisterbahn dieser Gedankengänge einlässt. Der verstorbene Mensch als rezyklierbare Körperteildeponie seiner ungeduldig wartenden Mitmenschen ist abstoßend, eine Frankensteinvision.

Wenn der Staat die Organspende fördern will, dann soll er Aufklärung betreiben. Es gibt genügend PR-Beauftragte, die sich in Bern auf den Füssen herumstehen. Sie sollen versuchen, die Leute davon zu überzeugen, anstatt gesetzlich, machtmässig auf sie einzuwirken.

Wir wollen keine Schlachtbankschweiz. Jeder soll selber bestimmen, ob er seine Organe spenden will. Wer das nicht ausdrücklich tut, hält sich damit den Staat vom Leib. Die Behörden haben nichts in den Innereien des Verstorbenen verloren.

Vielleicht sind viele Politiker nach einem Jahr Corona abgestumpft. Manche wären hell begeistert, wenn der Staat noch stärker in die Körpersäfte seiner Bürger hineinregieren dürfte. Es wäre die Vollendung ihrer Träume technokratischer Macht.

Vor nicht allzu langer Zeit war dergleichen nur ein satirischer Filmstoff. In Stanley Kubricks «Dr. Strangelove» fürchtet sich ein paranoider US-General davor, dass ihm die Russen «an die Körpersäfte» wollen. Was haben wir vor dem Fernseher gelacht.

Heute ist die Satire Wirklichkeit. Längst sind sie an den Körpersäften dran. Dr. Strangelove sitzt im Bundeshaus. R. K.

Platon, Hegel, Freud, Foucault und Co., Daniel Humm, Briefe, die die Welt veränderten, Monika Hausammann, Katharina Fontana

Sie haben mit ihren Gedanken der Menschheit Unglück und Verderben gebracht. Umso mehr muss man vor diesen falschen Vordenkern warnen, weil ihnen bis heute viele Nachbeter hinterherlaufen. Die *Weltwoche* hat die Ideologie von sechs Intellektuellen untersucht, die bis heute massiv nachwirken. Platon rief nach dem totalen Staat, Luther hielt die Gläubigen in Unfreiheit, Hegel glaubte, mit seinen Ideen die Wirklichkeit beherrschen zu können. Das Konzept von Freud brachte den Psychiatern viel, den Patienten wenig. Der Ökonom Keynes finanzierte das Heute auf Kosten des Morgen. Foucault benebelt die Geisteswissenschaftler mehr denn je. **Seite 28**

Er ist in seiner Disziplin ein Weltstar, ein Roger Federer der Küche: Der Schweizer Daniel Humm hat alles erreicht, was in der Spitzengastronomie zu erreichen ist. Der Lockdown hätte die Karriere des Kochs fast beendet. Humm hat die Krise genutzt, um sich neu zu erfinden. Für jedes Menü, das in seinem Drei-Sterne-Restaurant «Eleven Madison Park» verkauft wird, bekommen fünf bedürftige New Yorker nun eine Gratismahlzeit. Jetzt will der 45-Jährige die Gastronomie verändern wie Elon Musk die Autoindustrie. Erstmals überhaupt setzt ein Restaurant auf diesem Niveau auf rein pflanzenbasierte Küche. Unserem Restaurantkritiker David Schnapp hat Daniel Humm erzählt, was ihn antreibt. **Seite 32**

Simon Sebag Montefiore faszinierte die Leser mit der Saga der Romanoffs, er porträtierte die Gräuelpaläste der Stalins und weihte uns in die Geheimnisse Jeru-



«So viel Frische»: Thrillerautorin Hausammann.

salems ein. Nun präsentiert der britische Historiker ein Panoptikum der Privatkorrespondenz. Aus drei Jahrtausenden hat er «Briefe, die die Welt veränderten» zusammengestellt. Es sind persönliche Schriften von Herrschern, Künstlern, Forschern, Sklaven und Soldaten. Sie atmen Pulverdampf und Verzweiflung. Triefen vor Sex und Sinnlichkeit. Nicht selten rühren sie zu Tränen. Im Gespräch mit Urs Gehrig erklärt Montefiore, warum das Zeitalter von Tinte und Papier trotz Mobiltelefon und Internet gerade jetzt eine Renaissance feiert. **Seite 42**

Dass unser Autor Matthias Matussek noch nie von der Thrillerautorin Monika Hausammann gehört hatte, hat zwei Gründe. Erstens schreibt sie unter dem Pseudonym Frank Jordan, und zweitens werden ihre Bücher im Lichtschlag-Verlag veröffentlicht, der als libertär und rechts gilt und dessen Produkte daher für die blasierten Feuilletonisten des Mainstreams ein Tabu sind. So lernte er sie durch ihrer Postings auf Facebook kennen. Und war hingerissen, als er ihren neuen Thriller «Ares» las. «So viel Frische, so viel Unverbohrtheit, so viel unverkrampfter Patriotismus hat mich sofort in den Bann gezogen – dazu natürlich die Spannung eines Thrillers, die sie beherrscht wie die grossen Meister Ludlum oder Clancy.» Die selbstverständlich auch als rechts galten, aber wie sagte der grosse Joachim Fest: «Rechts ist die Wirklichkeit.» **Seite 70**

Wir gratulieren den Kollegen der NZZ: Katharina Fontana kehrt nach vier Jahren bei der *Weltwoche* an ihre alte Wirkungsstätte zurück. Der Superlativ ist für einmal angebracht: Fontana – promovierte Juristin, redaktionsintern «Katharina die Grosse» genannt – zählt zu den klügsten, präzisesten Analytikerinnen im Schweizer Journalismus. Als Erste warnte sie vor den rechtlichen Fallstricken des Corona-Regimes. Ihre Texte standen auf dem erdbebensicheren Fundament umfassenden Wissens und glänzten mit baslerisch-trockenem Witz. Wir werden sie vermissen. Und können versprechen: Unsere Türen stehen weit offen.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN



Wermuth weg vom Fenster: Seite 14



Verhängnisvolle Irrlehren: Seite 28



Aus der Ferne: Hausammann. Seite 70

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Hansjörg Wyss:
Kämpfer gegen die Konservativen
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Mike Müller
- 10 Tagebuch Hans-Georg Maassen
- 12 Bern Bundeshaus
Amherds Absturzbericht
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Vermisst: Cédric Wermuth
Der abwesende Co-Parteichef
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Heimlichtuer im Ständerat
- 18 Christoph Mörgeli
- 18 Iran Mitglied einer Uno-Kommission
für Gleichberechtigung
- 19 Peter Bodenmann
- 20 Mut und Charakter
Carrie Symonds und Boris Johnson
- 22 Einer wie «Dutti» Roger Schawinski
gegen das Establishment
- 23 Bürokratie im Feudalmodus
Indien wird von China abgehängt
- 24 Steuerkrieg gegen die Schweiz
US-Präsident Biden und die OECD
- 26 Dubai laufen die Prinzessinnen davon
Warum nehmen sie Reissaus?
- 27 Kurt W. Zimmermann
- 28 Vor diesen Denkern wird gewarnt
Von Platon bis Keynes

- 30 «Amerika ist kein rassistisches Land»
Der schwarze Senator Tim Scott
- 31 Seid umschlungen, Millionen
Der HC Davos und Mäzen Peter Buser
- 32 Daniel Humm
Der Spitzenkoch erfindet sich neu
- 35 «Gute Schulden»
Mario Draghi und die Pandemiefolgen
- 36 Tatort Trittligass Christian Jott Jenny
verschlägt es die Sprache
- 36 Inside Washington
Bidens Hirn
- 37 Thilo Sarrazin
- 38 Kreaturen der Nacht
Wer macht Jagd auf wen?
- 40 Neues Zeitalter des Reisens
Auf Corona folgt ein Reiseboom
- 41 Der Star, der aus der Kälte kam
Norbert Kördörfer über Jan Josef Liefers
- 42 Geschichte Briefe, die Welt veränderten
- 45 Henryk M. Broder
- 46 Leserbrief
- 47 Nachrufe
Pia Maria Schmid, Michael Collins
- 48 Beat Gygi

LITERATUR UND KUNST

- 49 Ikone der Woche
- 50 Unerschrockener Geist
Erich Fried fasziniert heute noch

- 52 Bücher der Woche
- 55 Die Sprache
- 56 Verirrter Fantast
Wer war Joseph Beuys?
- 58 Fotografie Negative der Filmgeschichte
- 59 Klassik
Martin Mitternutzner, Ethel Merhaut
- 60 Pop
Paul McCartney
- 60 Film
«Nomadland», «Minari»
- 61 Jazz
John Wolf Brennan

LEBEN HEUTE

- 62 Wunderbare Welt
- 62 Unten durch
- 63 Fast verliebt
- 64 Sehnsuchtsorte
- 65 Lebensläufe
- 65 Thiel
- 66 Essen
- 66 Wein
- 67 Auto
- 67 Objekt der Woche
- 68 Zeitzeichen
- 68 Dr. M.
- 69 Mittagessen mit ...
Carole Hübscher von Caran d'Ache
- 70 Monika Hausammann
Matthias Matussek über die Berner Autorin
- 74 Tamara Wernli

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8110 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'900'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8473 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 997'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8212 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'621'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8124 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisshorn**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8409 **Seland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 1'075'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
wirklich werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand April 2021

Hansjörg Wyss mischt Amerika auf

Der Schweizer Milliardär finanziert in den USA linke Gruppen.
Nun wird der Medizinaltechnik-Unternehmer mit George Soros verglichen.

Florian Schwab

Es ist spektakulär: Hansjörg Wyss, aufgewachsen in bescheidenen Verhältnissen an der Peripherie der Stadt Bern, dreht am grossen Rad der Weltgeschichte. Und zwar so aktiv, dass er die Aufmerksamkeit amerikanischer Medien von links bis rechts erregt. Die der Demokratischen Partei zuneigende *New York Times* – politisch auf einer Linie mit dem von ihr beschriebenen Wyss – konstatiert bei ihm einen «politischen Aktivismus», der sich über eine «Kaskade undurchsichtiger Organisationen» ergiesse und die «Empfänger seiner Gelder maskiert». Und im konservativen Sender Newsmax TV wird der «Schweizer Milliardär» als Financier «von linkem *dark money*» tituliert.

Dass der öffentlichkeitsscheue Milliardär überhaupt auf den Radar der US-Öffentlichkeit geraten ist, hat damit zu tun, dass er im März versucht hat, den Verlag Tribune Publishing zu erwerben, Herausgeber der *Chicago Tribune*. Ein grosses Aktienpaket war zum Verkauf ausgelobt worden. Wyss zog sich zwar bereits einen Monat später aus dem Bieterverfahren zurück – nach Einsichtnahme in die Finanzbücher des Unternehmens ist er gemäss Darstellung der betroffenen *Chicago Tribune* zum Ergebnis gekommen, dass es schwierig wäre, die Zeitung zu einer flächendeckenden Kraft im ganzen Land auszubauen.

Zwei-Milliarden-Dollar-Stiftung

Mit diesem Manöver zog der bis dahin ziemlich Unbekannte aber die Aufmerksamkeit auf sich. Seither werden seine politischen Sponsorings argwöhnisch durchleuchtet. Über seine Engagements mischt der Berner in den höchsten Sphären der Demokratischen Partei und zugewandter Gruppen mit. Etliche Vertraute aus Organisationen, die Wyss entweder selber gegründet hat oder finanziell unterstützt, landeten in Joe Bidens Übergangsteam oder in dessen Administration.

Dreh- und Angelpunkt der Engagements ist Wyss' eigene «The Wyss Foundation», die in Washington am Dupont Circle residiert und über ein Vermögen von zwei Milliarden US-Dollar verfügt. Im Vergleich zu den geschätzt

18 Milliarden Dollar der Open Society Foundations von George Soros ist die Wyss Foundation zwar eher klein, doch die Funktionsweise ist ähnlich: Beide Stiftungen alimentieren politische Gruppierungen, die sich beispielsweise für Abtreibung und gegen Waffenbesitz einsetzen. Total 208 Millionen US-Dollar hat die Stiftung des Schweizlers seit 2016 ausgeschüttet. Zu den Begünstigten der Wyss-Stiftung gehört



Kampf gegen die Konservativen:
Sponsor Wyss.

beispielsweise das Center for American Progress – ein linksgerichteter Think-Tank, gegründet von dem demokratischen Mastermind John Podesta, der unter Bill Clinton die Position des Stabschefs innehatte und später Barack Obama beriet. Die Beziehung des Berners zu Podesta geht mindestens bis ins Jahr 2014 zurück, als Obama das Weisse Haus bewohnte.

Zwar darf die Wyss Foundation rechtlich keinen direkten politischen Wahlkampf finanzieren. In dessen Vorhof ist sie aber sehr aktiv. So unterstützte die Stiftung Gruppierungen, die sich zum Ziel setzten, die Wahlbeteiligung der Demokraten bei der Präsidentschaftswahl im letzten Jahr zu steigern. Dabei hat er sich in demokratischen Zirkeln höchste Anerkennung erworben. Laut *New York Times* schätzt man den Schweizer dafür, dass er strategisch vorgehe und konkrete, messbare Ergebnisse erziele.

Am nötigen Kleingeld für seinen politischen Aktionismus fehlt es Hansjörg Wyss nicht. Im

Jahr 2012 verkaufte er als Hauptaktionär die Medizinaltechnikfirma Synthes für über 20 Milliarden US-Dollar an den US-Konzern Johnson & Johnson. In seine eigene Tasche flossen rund 11 Milliarden. Er versprach, die Hälfte seines Vermögens für wohltätige Zwecke einzusetzen, wie er sie versteht. Synthes war eine Erfolgsgeschichte. Nachdem er sich in den 1970er Jahren in die Firma eingekauft hatte, baute er sie zielstrebig und mit viel Geschick zum Milliardenkonzern auf. Zuvor hatte er als Industriemanager für verschiedene Firmen auf der ganzen Welt Erfahrungen gesammelt. Von Haus aus ist Wyss Ingenieur mit ETH-Diplom – im Jahr 2014 unterstützte er ein gemeinsames Forschungszentrum von ETH und Universität Zürich mit 140 Millionen Franken.

Urschweizerische Diskretion

Auch in der Schweizer Politik ist Hansjörg Wyss kein gänzlich unbeschriebenes Blatt. Wie in den USA, so ist es auch hierzulande der Kampf gegen die Konservativen, der ihn beseelt. Nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative gründete er im Tandem mit dem ebenfalls in Bern wohnhaften Unternehmer Jobst Wagner den Verein «Vorteil Schweiz», der sich enge Beziehungen zur Europäischen Union auf die Fahnen schreibt. Von dem Verein selbst hat man seither wenig gehört. Aber es ist wahrscheinlich, dass dessen Gründer oder «Vorteil Schweiz» die Kampagnen der Operation Libero gegen die SVP unterstützten – anders als George Soros, von dessen Open Society Foundations die Operation Libero laut eigenen Erklärungen nie Geld bekommen hat.

Auch wenn die amerikanischen Kritiker und Freunde Hansjörg Wyss gerne mit Soros vergleichen, zumal die politischen Ziele und auch die Methoden der beiden ähnlich sind, so gibt es doch einen klaren Unterschied: Während Soros seine Spenden gerne ausweist und damit das Rampenlicht sucht, hält sich der Synthes-Milliardär diskret im Hintergrund und scheut das Licht der Öffentlichkeit. Zumindest in dieser Beziehung ist er urschweizerisch.

Lieber Mike Müller

Vorbildlich, wie Sie trotz Covid-19 als Schauspieler und Komiker auf allen Kanälen präsent bleiben. In Basel stehen Sie schon wieder auf der Bühne, mit «Heute Gemeindeversammlung». Auf Youtube spielen Sie Ihre neue Figur, Bauer Werme-linger, mit der «Krummen» und träfen Sprüchen im Mund, zu Joggen, zum Impfen, zu Subventionen und andern *Sörgeli*. Umwerfend komisch! Man nimmt Ihnen den knorrigen, gewitzten Bauer sofort ab. Schon nur die Postur!

Auf Twitter sind Sie fast präsenter als einst der gute alte Trump. Und teilen aus, dass es eine Freude ist, witzig, intelligent und meistens links. Fast sind Sie auch auf dem Weg, eine Art Übervater der Bühnenszene zu werden.

Welcher andere Schauspieler und Komiker kann sich schon erlauben, seine eigene Zunft aufs Korn zu nehmen und Kollegen am Handwerk zu flicken? Die Aktion «Alles dicht-



Eine Art linker Köppel:
Komiker Mike Müller.

machen» von deutschen Schauspielern finden Sie in einem Interview zum Thema «daneben und als Satire handwerklich schlecht gemacht». Ihr Urteil: «Dieser eitle Brunz erledigt sich von selber.» Klare Worte.

So auch Ihre Antwort auf die Frage: «Satire darf also verletzen?» – «Das geht doch gar nicht

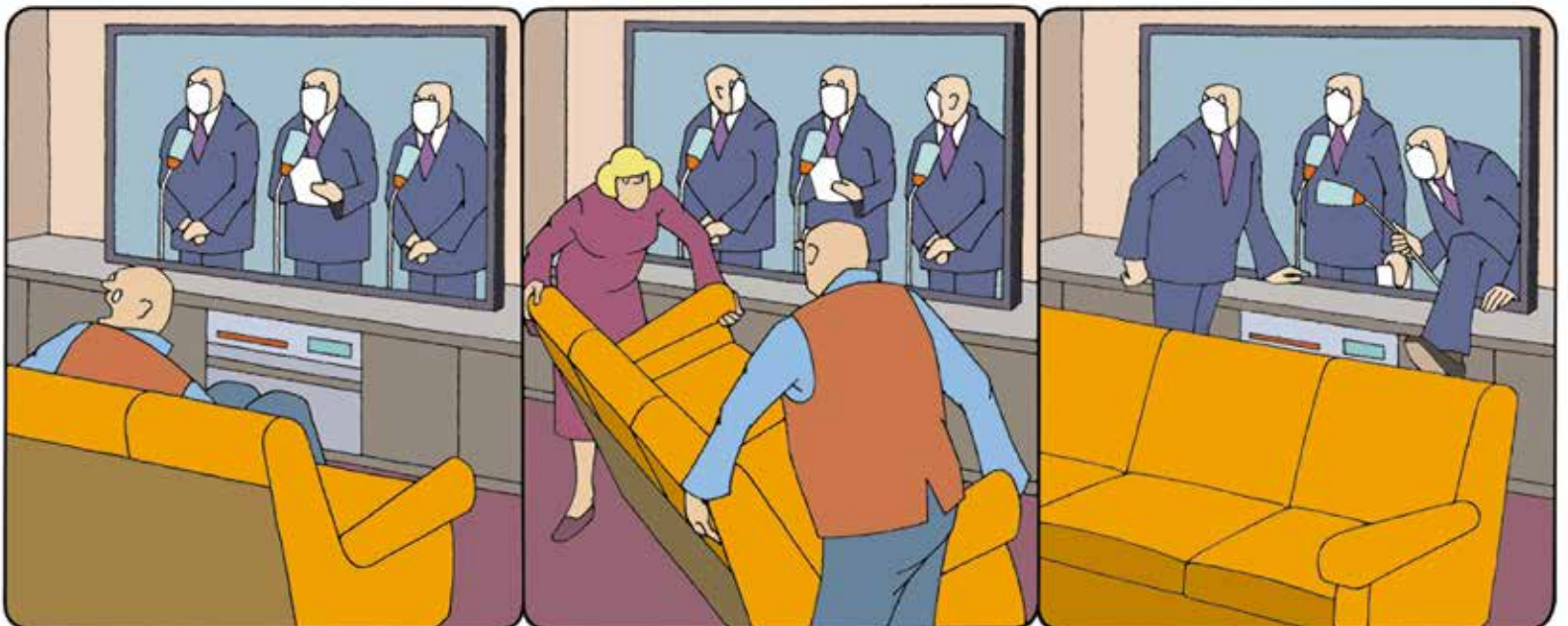
anders. Und wenn man gemeint ist, findet man es nicht lustig. Gilt für jede Couleur.» Sehr erfrischend, in dieser Zeit der vielen Grüppchen von «Beleidigten», die überall nach Aussprüchen spähen, von denen sie sich verletzt fühlen könnten.

Sehr lustig finde ich, dass Ihr Spruch zu #allesdichtmachen zu einem kleinen Twitter-Geplänkel mit Roger Köppel geführt hat. Er wirft Ihnen «Schweizer Staatskomiker» an den Kopf – und Sie ihm «staatlicher Kurzarbeiter». Dabei haben Sie viel gemeinsam: die blitzgescheite, freche Lippe, die angstfreie Kritik an der eigenen Branche, spontane Einwürfe zu beinahe jedem Thema. Fast eine Art Spiegelbild von Roger sind Sie, eine Art linker Köppel.

Und in den Nationalrat würden Sie auch sofort gewählt. Wenn Sie das witzig fänden.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Hans-Georg Maassen



Am Freitag fuhr ich nach Suhl, in den Süden Thüringens. Dort wurde ich von der lokalen CDU als Direktkandidat für den Deutschen Bundestag nominiert. Wie üblich nahm ich den Hintereingang. Ich befürchtete, dass Antifa-Demonstranten vor der Haupttür stehen. Die Demonstranten waren aber Impfgegner.

Keine Überraschung waren die negativen Presseberichte nach meiner Nomination. Von den Mainstream-Medien werde ich dämonisiert. Ich gelte als einer, der schwarze Messen feiert oder den Müll nicht trennt – als ganz übler Mensch also.

Eigentlich will ich gar nicht Politiker werden. Meine Karriere liegt hinter mir. Doch ich sehe, dass in Deutschland vieles schief läuft. Darum trete ich an. Und ich glaube, ich könnte einiges zum Positiven verändern.

Als Politiker würde ich mich vor allem um meine Kernthemen Sicherheit und Migration kümmern. Da ist auch die AfD stark. Die CDU beschloss, es dürfe keine Zusammenarbeit mit der AfD geben. Mir geht es nicht um die AfD, sondern um deren Wähler. Diesen möchte ich deutlich machen, dass es auch in der CDU einen Platz für sie gibt. Ich sehe mich als geradlinigen Menschen mit Rückgrat und Kompass.

Meine wichtigste Erkenntnis aus der Corona-Pandemie ist, wie wichtig unser Rechtsstaat ist. Ein funktionierender Rechtsstaat bedeutet, der Staat hält den Verhältnismäßigkeitsgrundsatz ein. Das heisst, alle Massnahmen, die der Staat erlässt, müssen erforderlich und geeignet sein, und sie müssen in einem angemessenen Verhältnis zu den Kollateralschäden stehen.

Das habe ich im dritten Semester im Jura-studium gelernt. Ich kann mir nicht erklären, wieso der deutsche Gesetzgeber und die Bundesregierung nun über diesen Grundsatz hinwegsehen, wieso sie die Wirtschaft lahmlegen und Ausgehverbote erteilen. Das steht in keinem Verhältnis zur Bedrohung, die von dem Virus ausgeht.

Ich unterrichtete fünfzehn Jahre lang Jura an der Freien Universität Berlin. Hätte mir ein junger Student so etwas wie das Infektionsschutzgesetz aufgeschrieben, wäre das mangelhaft gewesen. Bei einem Studenten im 8. Semester hätte ich gesagt: «Ungenügend!»

Jede staatliche Entscheidung gegen einen Bürger muss eingehend begründet werden: Wenn der Staat von einem Bürger erwartet, dass er den Hund anleint, muss er das begründen. Also: Ein nicht angeleinter Hund kann in speziellen Situationen gefährlich für andere Menschen sein. Nun schränkt man die Grundrechte von über achtzig Millionen Menschen pauschal ein, ohne zu begründen, weshalb das angemessen sein soll. So etwas hätte ich mir bis vor einem Jahr nie vorstellen können.

Gerade lese ich «Die Niederlage der politischen Vernunft» von Egon Flaig. Er beschreibt, wie wir alles, was wir uns im Zeitalter der Aufklärung mühsam errungen haben, leichtfertig verspielen. So nehme ich das Deutschland der Gegenwart wahr.

Diese fanatische Irrationalität kann ich mir dank der Lektüre erklären. Die Angst vor Corona oder der Klimahölle folgt bekannten Mustern. Nur hiess die Erscheinung früher Maria und nicht Greta. Und statt der Pfarrer ist es heute die «Tagesschau», die auf uns einredet. Aber die Mechanismen sind ähnlich.

Dass ich kein Geisterfahrer bin, stelle ich am vielen Zuspruch fest, den ich erhalte. Eine Frau sagte mir kürzlich auf dem Marktplatz: «Herr Maassen, machen Sie weiter.» Auf der Autobahnraststätte erkannte mich jemand auf der Herrentoilette, der mich ebenfalls ermunterte, weiterzukämpfen.

Viele Menschen denken wie ich, ich bin kein Solitär. Und ich bin überzeugt, die meisten Leute würden so denken wie ich, wenn sie wüssten, wie sie durch die Medien fehlgeleitet werden.

Zu wissen, man ist nicht alleine; zu wissen, man kämpft für die gute, für die richtige Sache; zu wissen, dass der Gegner zwar stark ist, aber viele Fehler macht: All das gibt mir Zuversicht.

Was die Bundestagswahl angeht, rechne ich mir gute Chancen aus. Die Menschen in Südthüringen denken eher konservativ. Sollte ich nicht gewählt werden, ginge mein Leben weiter wie bisher.

Am Wochenende fahre ich auf Rehbockjagd in die Lüneburger Heide. Seit zwei Jahren bin ich leidenschaftlicher Jäger.

Mich fasziniert, bei jeder Tages- und Jahreszeit in der Natur zu sein – ob bei Eiseskälte oder bei Regen, wenn einem die Tropfen auf die Kapuze prasseln. Ich finde es toll, wie ein kleiner Junge mit den Stiefeln durch den Matsch zu waten und Tiere zu beobachten, auch wenn ich sie nicht schieesse. Es gibt ein Leben neben der Politik.

Hans-Georg Maassen war Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz und kandidiert nun für den Deutschen Bundestag. Er ist Mitglied der CDU.



Bild Wohnmobil: © CanaDream

VIP-Spezialreise «Ostkanada mit dem Wohnmobil» Home, sweet Motorhome

Quer durch Kanada mit dem Wohnmobil – das ist einer der letzten grossen Reiseräume! Auf der Fahrt von Mirabel bis zum Sankt-Lorenz-Strom und zurück erleben Sie die herrliche Natur der Nationalparks. Unterwegs erkunden Sie die Metropolen Montreal und Québec und lassen sich vom Charme der malerischen Orte verzaubern.

Wer Kanada mit dem Wohnmobil erkundet, taucht in ein Naturerlebnis ein, wie es nur noch an wenigen Orten der Welt möglich ist. Ein unwiderstehlicher Zauber geht von der kanadischen Wildnis aus mit ihrer faszinierenden Tierwelt und den leuchtenden Farben des Indian Summers.

Unabhängig mit dem Wohnmobil, aber dennoch begleitet von einer erfahrenen Reiseleitung, führt Sie die Tour ab Montreal in grossem Bogen durch die eindrucklichsten Szenarien und wieder zurück in die Provinz Québec.

Nach der ersten Nacht im Viersternehotel «Le Méridien Versailles» in Montreal übernehmen Sie Ihr Fahrzeug, ein typisches nord-amerikanisches Alkoven-Wohnmobil mit viel Komfort, das für die kommenden zwölf Tage Ihr rollendes Zuhause sein wird.

Allein fünf Nationalparks liegen auf der Route. Den Auftakt macht die seenreiche Region von La Mauricie, die auf eigene Faust

erkundet werden kann. Anschliessend stehen das historische Val-Jalbert sowie die Panoramastrasse entlang des imposanten Saguenay-Fjords bis nach Tadoussac auf dem Programm. Der traditionsreiche Ort an der Mündung des gewaltigen Sankt-Lorenz-Stroms gilt als einer der weltweit besten Orte für Walbeobachtungen.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Ostkanada mit dem Wohnmobil»

Reisetermin:

19. September bis 2. Oktober 2021

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Montreal–Zürich
- Transfers gemäss Programm
- 1 Übernachtung mit Frühstück in Montreal
- 11 reservierte Übernachtungen auf Campingplätzen
- 12-tägige Nutzung des Wohnmobils für zwei Personen
- Stadtrundfahrt in Montreal
- Besuch Museumsdorf Val-Jalbert und Forschungszentrum CIMM in Tadoussac
- Bootstour auf der Rivière Malbaie
- Canyoning im Jacques-Cartier-Nationalpark
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preis pro Person:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 2980.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 3280.–

(Einzel- und Mehrbelegung auf Anfrage)

Optional:

Bootstour mit Walbeobachtung: Fr. 85.–

Bärenbeobachtung: Fr. 120.–

Besichtigung von Québecks Altstadt: Fr. 60.–

Buchung ohne Risiko:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Reisebuchungen für 2021 können Sie ohne Angabe von Gründen bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Amherds Absturzbericht

Die Verteidigungsministerin holt versehentlich die Kampfjets vom Himmel.
In der neusten Studie aus ihrem Departement geht die Luftverteidigung völlig unter.

Der Entscheid zur Kampfjet-Typenwahl rückt näher: Noch vor der Sommerpause wird Verteidigungsministerin Viola Amherd (Die Mitte) dem Bundesrat ein Papier zum Kauf neuer Jets vorlegen. Die dreissig F/A-18, die heute zur Verteidigung des Luftraums im Einsatz stehen, sollen spätestens 2030 ausgemustert werden. Vier Flugzeugtypen stehen als Ersatz zur Auswahl: der französische Rafale, der deutsche Eurofighter und die beiden amerikanischen Typen F-35 sowie eine aufgemotzte Version des F/A-18. Den dafür notwendigen Sechs-Milliarden-Franken-Kredit haben die Stimmbürger in einem Zufallsentscheid 2020 angenommen. Gerade weil das Abstimmungsresultat so knapp war (50,1 Prozent Ja-Stimmen), würde man von Amherd ein etwas beherzteres Eintreten für neue Kampfflugzeuge erwarten.

Doch gestützt auf den von der Verteidigungsministerin vergangene Woche vorgestellten sicherheitspolitischen Bericht, könnte man leicht zum Schluss kommen, dass es gar keine neuen Flieger braucht. In diesem Papier geht es vor allem um die Früherkennung von Bedrohungen, Gefahren und Krisen. Es geht um eine stärkere internationale Zusammenarbeit, eine verstärkte Ausrichtung auf hybride Konfliktführung. Gemeint sind damit verdeckte Operationen in Kombination mit anderen kriegerischen Handlungen. Die Bemühungen Amherds sind auf eine Verstärkung des Schutzes vor Cyberbedrohungen und Katastrophen ausgerichtet.

Gefundenes Fressen für Armeegeegner

Das tönt alles sehr modern, zeitgeistig, nach Amherd eben, der es wichtig ist, dass sie bei ihrem feministischen und linken Fanklub gut dasteht. Sie will nicht mehr wie Ueli Maurer die beste Armee der Welt, sondern die angesagtesten Streitkräfte. Das hat sie in den letzten Wochen und Monaten immer wieder durchblicken lassen. Nicht mehr Waffendrill, Schiessausbildung und Gefechtsübungen sind wichtig, sondern Sonnenkollektoren, Fluglärminderung und Senkung des Ressourcenverbrauchs. Parallel dazu plant die



Zeitgeistig: Viola Amherd.

Verteidigungsministerin eine Verweiblichung der Armee. Von diesem Geist geprägt ist auch der Sicherheitsbericht.

Das ist natürlich ein gefundenes Fressen für Armee- und Kampfjetgegner, die auf Twitter den Sicherheitsbericht bereits als ultimativen Beweis herbeizerren, dass es keine neuen Flug-

Nicht mehr Waffendrill und Gefechtsübungen sind wichtig, sondern Fluglärminderung.

zeuge brauche. Doch SVP-Nationalrat Thomas Hurter, ein früherer Kampfjetpilot, relativiert: Im Teil über sogenannt hybride Bedrohungen und Konflikte werde die Notwendigkeit und Wichtigkeit von Kampfjets aufgezeigt.

Das Verteidigungsdepartement selber listet auf die Frage, wo denn die Notwendigkeit zum Kauf neuer Flieger im Bericht hervorgehoben werde, ein paar Passagen auf. Zum Beispiel jene auf Seite sechs unter dem Kapitel «Entwicklung des Konfliktbildes». Hier wird beschrieben, dass traditionelle militärische Mittel der Konfliktaustragung weiterhin relevant bleiben und dass

auch in hybriden Konflikten Bedrohungen im und aus dem Luftraum eine wesentliche Rolle spielen. Diese und andere Einschübe zur Verteidigung der Lufthoheit gehen aber im Geschwurbel über Cyberkriege, Katastropheneinsatz und Friedensförderung völlig unter.

Wirklich konkret werden die Verfasser erst am Ende ihres Berichts: In einem einzigen Satz wird darauf hingewiesen, dass man zum Schutz des Luftraumes und für den täglichen Luftpolizeidienst neue Kampfflugzeuge und ein System zur bodengestützten Luftverteidigung beschafft. Auch Amherd selber legte bei der Präsentation dieses Berichts kein überzeugendes Bekenntnis zur Notwendigkeit neuer Kampfjets ab. Dabei sind die neuen Flieger für die Schweiz unverzichtbar, falls man eine glaubwürdige Landesverteidigung will.

Ueli Maurer als warnendes Beispiel

Ohne Ersatzbeschaffung hätte die Schweiz spätestens ab 2030 keine Mittel mehr, um sich vor Bedrohungen aus der Luft zu wehren, in welcher Form auch immer. Die Verteidigungsministerin muss wohl selber gemerkt haben, dass ihre Bedrohungsanalyse den Kampfjetkauf nicht gerade beflügelt. Sonst hätte sie es kaum für nötig befunden, in einem Interview mit der NZZ wenige Tage nach dem Medienauftritt zum sicherheitspolitischen Bericht die Beschaffung neuer Flieger zu rechtfertigen, obwohl diese Beschaffung ja demokratisch legitimiert ist. «Wir kaufen die Flugzeuge nicht nur für den Fall eines Konflikts, sondern auch für die tägliche Arbeit der Luftpolizei. Oder für angespannte Lagen, bei denen Nachbarländer in Konflikte involviert sind», sagte Amherd. Doch wie ernst ist es ihr damit?

Bringt sie den Kampfjetkauf heil über die Runden, wie dies die bürgerlichen Parteien von ihr erwarten? Vom sicherheitspolitischen Bericht aus dem Jahr 2012 hiess es ebenfalls, er rechtfertige den Kauf neuer Kampfjets nicht. Zwei Jahre später stürzte der vom damaligen Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) favorisierte schwedische Gripen politisch ab. Das sollte der VBS-Chefin eine Warnung sein.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Balthasar Glättli möchte «mehr Demokratie wagen». Das ist verständlich. Als Grünen-Präsident führt er die grösste Schweizer Partei ausserhalb der Regierung. Da können Volksrechte helfen, den eigenen Einfluss zu sichern.

Auch der Zeitpunkt stimmt. Selten konnte der Bundesrat die Schweiz so freihändig regieren wie in dieser Pandemie. Möglich macht's das Covid-19-Gesetz. Profilierte Staatsrechtler sprechen von einem «Ermächtigungsgesetz». Das Parlament ermächtigt den Bundesrat, ganze Rechtsgebiete zu regeln, für die eigentlich das Parlament zuständig wäre.

In Demokratien muss die Opposition solche Vorgänge kritisieren. Trotzdem bleiben die Grünen untätig. In die Lücke springen die ausserparlamentarischen «Freunde der Verfassung». Sie haben das Referendum gestemmt, über das am 13. Juni abgestimmt wird. Die Grünen als grösste Opposition im Parlament unterstützen den Machttransfer zum Bundesrat.

Das ist erstaunlich genug. Noch erstaunlicher ist, dass Glättli unterdessen einen Podcast namens «Mehr Demokratie wagen» lanciert hat.

Der Ausspruch geht zurück auf Willy Brandt, dessen Porträt als Illustration des Podcasts dient. Auch das ist erstaunlich. Brandt brach 1969 als erster SPD-Kanzler mit der CDU-Vorherrschaft. Zudem war und ist Deutschland eine streng repräsentative Demokratie. Die Deutschen wählen den Bundestag, und damit hat sich's dann für vier Jahre. «Mehr Demokratie wagen» hatte und hat unter solchen Bedingungen einen völlig anderen Klang, als es der Spruch

in der Schweiz mit ihren ausgebauten Volksrechten haben kann.

Glättli ignoriert das, was nur konsequent ist. Wenn er am Mikrofon sitzt, schwingt er sich mindestens in die Höhen eines Friedensnobelpreisträgers Brandt hinauf. Das Covid-19-Gesetz muss von dort oben wie eine Petitesse wirken (ein Lieblingsbegriff Brandts). Tatsächlich geht es Glättli um das grosse Ganze, und das heisst bei ihm «Klimakrise».

Glättli findet, die Schweiz reagiere zu langsam auf den Klimawandel. Er will darum einen Klimarat einführen. 200 Bürger, per Los bestimmt, würden die Arbeit des Parlaments in

*Bauer schlägt König:
Das lernt in der Schweiz jedes Kind.
Demokratie lebt im Alltag.*

Klimafragen ergänzen und könnten ihre Ideen unter gewissen Umständen direkt zur Volksabstimmung bringen. Das nennt er «Demokratie wagen».

Nun gibt es das Wagnis so ähnlich schon seit 1891. Es heisst Volksinitiative.

Glättli entgegnet, gewöhnliche Initiativen hätten ein Absenderproblem. Stammten sie zum Beispiel von einem Umweltverband oder einer Partei wie den Grünen, hätten sie weniger Chancen, als wenn der Klimarat dieselbe Idee in den politischen Prozess tragen würde. Glättli will also einfach die eigenen Anliegen – eine Klimapolitik à la Grüne Partei – möglichst schlank durchkriegen.

Das sei ihm unbenommen. Darum macht man Politik: Man will etwas verändern – je schneller, desto besser. Oder etwas bewahren, zum Beispiel die Umwelt.

Irritierend ist etwas anderes: Wenn es Glättli ernst ist mit der «Klimakrise», verschwendet er seine Zeit. Es bräuchte eine Verfassungsänderung, um einen Klimarat nach seinen Vorstellungen einzuführen. Doch weil die Idee dafür von den Grünen stammt, müsste sie nach Glättlis Logik scheitern.

Es führt kein Weg daran vorbei: Will Glättli die Pläne seiner Partei umsetzen («klimaneutrale» Schweiz bis 2030), muss er rasch eine Initiative lancieren, die viel weitergeht als die Gletscher-Initiative (netto null Treibhausgasemissionen bis 2050). Dafür fehlt ihm offenbar der Mut. Lieber verliert er sich in wolkigen Theorien.

Das ist eine schlechte Nachricht für die Grünen, aber auch für die Schweiz: Während der Oppositionschef an seinen Luftschlössern baut, regiert der Bundesrat durch.

Nachtrag: Glättli ist nicht der Einzige, der die Unterschiede zwischen Schweizer und deutscher Demokratie falsch einschätzt. In der *Schweiz am Wochenende* äusserte sich eine deutsche Literaturwissenschaftlerin über Deutschschweizer Jasskarten. Ihr Urteil: Die «royalen Hierarchiestufen» – König, Dame und so weiter – würden einen «extremen Klassismus» widerspiegeln, «der sich mit antiquierten Begriffen wie «Under auch gegen Männer richtet».

Klassengesellschaft Schweiz?

Wir können Entwarnung geben: Der *Under* ist beim Trumpfen der Bauer. Und der Bauer schlägt den König. So lernt es in der Schweiz jedes Kind.

Nichts gegen Gedankenspielerien à la Glättli. Aber am Ende lebt Demokratie im Alltag.

Vermisst: Cédric Wermuth

Das grösste Talent der Sozialdemokraten ist in der Versenkung verschwunden. Dabei wäre bei den Genossen eine starke Führung gefragter denn je.

Marcel Odermatt

Geplant war, dass Cédric Wermuth an der 1.-Mai-Feier der SP Berner Oberland in der Aula der Sekundarschule Interlaken auftritt, zusammen mit Autor und Kabarettist Bänz Friedli. Wegen Covid-19 konnte sich der Co-Präsident der Sozialdemokratischen Partei die Reise sparen. Die Veranstalter sagten den Anlass ab. Als Ersatz verwiesen sie auf den Live-Stream des Gewerkschaftsbundes zum diesjährigen Tag der Arbeit.

Dort konnten Interessierte am Samstag die Reden der versammelten linken Prominenz verfolgen. Bundesrätin Simonetta Sommaruga, Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard, Unia-Präsidentin Vania Alleva, Ständerat Paul Rechsteiner und SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer: Alle, die bei den Genossen im Augenblick die Marschrichtung diktieren, meldeten sich zu Wort. Dass Wermuth bei diesem Schaulaufen die Bühne überliess und sich in die Alpen an einen B-Event verdrücken wollte, passt ins Bild, welches das Duo seit einiger Zeit abgibt.

Zurückhaltend und höflich

Cédric Wermuth spielt nur die zweite Geige im SP-Führungorchester, das seit Oktober 2020 die Partei anführt. Nicht nur am wichtigsten linken Jubeltag lässt er Mattea Meyer den Vortritt. Die Zürcher Nationalrätin ist auch sonst die gefragtere Person und gibt den Takt vor. Die Winterthurerin ist spürbar präsenter in der Öffentlichkeit und den Medien. Richtig präsent ist der Genosse nur noch auf dem sozialen Netzwerk Instagram. Dort gibt er schnelle und knappe Antworten auf Fragen von seinen Anhängern. Das kommt bisweilen obskur rüber. So erklärt er, der sowjetische Diktator Josef Stalin sei kein Linker gewesen, «das sei auf jeden Fall relativ klar», Schülerinnen sollen gratis Binden und Tampons erhalten oder dass er sich «durchaus in einer marxistischen Tradition» sehe.

Fraktionsmitglieder erzählen, dass sich der Aargauer Nationalrat auch im Bundeshaus zurückhalte. Der eitle, oft etwas selbstverliebt und abgehoben wirkende Parlamentarier sei im Umgang zurückhaltend und höflich. Meyer dagegen trete forsch auf. Sie scheue auch die di-

rekte Konfrontation mit Parteikollegen nicht. Die Co-Chefin stelle die Ratsmitglieder zur Rede, unterbreche ein Gespräch auch schon mal einfach und laufe davon, wenn ihr das Besprochene nicht in den Kram passe.

Diese Hackordnung überrascht viele Genossen. Sie waren bei der Wahl des Duos im Oktober 2020 überzeugt, dass es umgekehrt laufen würde. Sprich: Wermuth wäre der Leader

Wermuth spielt die zweite Geige im Führungorchester, das seit Oktober die Partei anführt.

und würde seine Kollegin in den Hintergrund drängen, so dass diese zu einem «Anhängsel» verkomme, wie es ein SPLer etwas salopp ausdrückte. Zu dieser Vorstellung passte: Das

Bundeshaus lernte Mattea Meyer durch den damaligen Neo-Nationalrat Wermuth kennen – noch in Diensten als seine persönliche Mitarbeiterin.

Pendel des Zeitgeists

Über die Gründe, warum es anders gekommen ist und der frühere Chef der Jungsozialisten nur die Nebenrolle spielt, wird in der Partei spekuliert. Sicher hat Meyer seit ihrem Amtsantritt an Profil gewonnen. Eine wichtige Rolle spielt dabei der Umstand, dass die Winterthurerin in der Sozial- und Gesundheitskommission sitzt. Hier mischt das Parlament die Karten der Pandemiepolitik und debattiert die Altersvorsorge.

Auf der anderen Seite könnte der Aargauer in ein Loch gefallen sein, heisst es. Möglicherweise hat der 35-Jährige seinen politischen Zenit erreicht. Von den SP-Chefs schaffte es keiner in den Regierungsrat, geschweige denn in den Bundesrat – das Intermezzo von Peter Bodenmann im Walliser Staatsrat ausgenommen. Bei den Ständeratswahlen 2019 schmierte Wermuth ab. Und dass der Vater von zwei Kleinkindern damals eine Frauenkandidatur verhinderte, brachte dem ohnehin nicht überall beliebten Politiker keine zusätzlichen Sympathien ein.

Dazu kommt, dass der Zofinger eigentlich am Ende der Legislatur zurücktreten müsste. Die Aargauer SP sieht eine Amtszeitbeschränkung von zwölf Jahren vor, was er erreicht hat. Als amtierender Präsident und mit einer entsprechenden Zweidrittelmehrheit der Delegierten wird er diese Regelung aber aushebeln und noch vier Jahre anhängen können. Dass er das will, ist sehr wahrscheinlich. Eine berufliche Perspektive ausserhalb der Politik fehlt ihm.

Gleichzeitig war es noch nie so einfach, die SP Schweiz zu leiten. Das Pendel des Zeitgeists schlug in den letzten Jahren immer stärker nach links. Die Pandemie, die massive Umverteilung und damit noch mehr Staat verursacht, befeuert diesen Trend noch. Meyer bringt die politische Stimmung auf den Punkt: «Die vergangenen Abstimmungserfolge wie das Ja zum Kinderabzugsbschiss, das Volks-Ja zur Konzernverantwortungsinitiative oder das Nein zur E-ID





Was, wenn die Grünen plötzlich über eine charismatischere Persönlichkeit verfügen?
SP-Präsident Wermuth.

zeigen, dass wichtige linke Anliegen auf dem Vormarsch und mehrheitsfähig sind. Das macht uns zuversichtlich.» Sie setzt deshalb auf eine verstärkte Zusammenarbeit mit den Grünen.

Wer führt im linken Lager?

Nur, die Grünen stellen für die SP nicht bloss einen Mitspieler, sondern mittlerweile das grösste politische Risiko dar. Jahrzehntlang ein Juniorpartner, sind sie erwachsen geworden, operieren auf Augenhöhe. Das beste Beispiel dafür sind die Wahlen vor einigen Tagen im klassischen roten Vorzeigekanton Neuenburg. 1989 erreichten die Sozialisten einen Wähleranteil von 37 Prozent. Die damals gerade gegründete Öko-Partei landete bei 4,6 Prozent. 32 Jahre später kommt die SP noch auf 19,7, die Grünen auf 18,3 Prozent.

Der Führungsanspruch im rot-grünen Lager ist dementsprechend umstritten wie nie. Politikwissenschaftler Claude Longchamp analysiert: «Die Gefahr besteht, dass Parteien aneinandergeraten und sich mehr konkurrenzieren. Das würde beide Seiten schwächen.» Denn inhaltlich gibt es keine Unterschiede. Longchamp schätzt, dass die beiden Gruppierungen bei «95 Prozent der Fragen gleich stimmen»; bei der Lancierung von Themen herrsche aber vermehrt Konkurrenz.

Wenn das Produkt austauschbar ist, werden Verpackung und Marketing noch wichtiger.

Hier hat die SP trotz der lahmen Führung für den Moment noch Glück. Mit Balthasar Glättli verfügen die Grünen über keinen Prä-

Wenn das Produkt austauschbar ist, werden Verpackung und Marketing noch wichtiger.

sidenten, der die Wähler über Gebühr elektrisieren kann. Doch genau das bereitet vielen Sozialdemokraten Sorgen. Was passiert, wenn die Öko-Partei plötzlich über eine charismatische Persönlichkeit an ihrer Spitze verfügt? Ein Horrorszenario für viele Linke.

Freude bei den Realos

Anschauungsunterricht gibt es aus Deutschland: Um die grüne Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock ist in den letzten Tagen ein regelrechter Hype entstanden. Laut Umfragen kommt ihre Partei mittlerweile auf 28 Prozent der Wähler, die SPD noch auf 13 Prozent. Nicht auszudenken, welche Sogwirkung alleine eine grüne Kanzlerin im nördlichen Nachbarland hierzulande auslösen würde.

Politikexperte Longchamp sieht für die SP im Vergleich zu den Grünen einen weiteren Nachteil: «Der Unterschied ist weniger inhaltlich als politikulturell: Die Grünen haben sich als Bewegungspartei platziert und leben von einer

grösseren Agilität gegenüber dem Klimastreik, sie sind aktiver bei Volksinitiativen und haben die wohl aktivere Jungpartei.»

Hier versuchen Meyer und Wermuth Gegensteuer zu geben und der Konkurrenz nachzueifern. An der Delegiertenversammlung an diesem Samstag will das Duo den Kampagnen-Profi und Politaktivisten Tom Cassee als neuen Co-Generalsekretär installieren. Die Fraktion spürt den frischen Wind. Während der Session werden nun regelmässig Aktionen durchgeführt, zum Beispiel kürzlich in einem Spital, wo das Pflegepersonal mobilisiert werden soll. Mattea Meyer ist liiert mit Marco Kistler, dem Vater der populistischsten linken Initiative der letzten Jahre – des «1:12»-Volksanliegens von 2013.

Dass sich Cédric Wermuth zurückhält, sorgt teilweise sogar für Erleichterung. Bei den Genossen gibt es nämlich einige, die nicht nur unglücklich sind über den teilabwesenden Co-Präsidenten. Im Lager der sogenannten Realos freuen sie sich über den passiven Start und die Zurückhaltung des Exponenten aus dem gegnerischen Fundi-Lager. Das Letzte, auf das sie hofften, war ein dogmatischer Chefgenosse, der die Partei noch weiter links positioniert.

Kurzauftritt in Zürich

Ins Abseits manövriert hat sich Wermuth in der Europapolitik. Das muss den erklärten EU-Anhänger besonders schmerzen. Kaum im Amt in der Grossen Kammer, lancierte er die Idee einer neuen Debatte. Er forderte 2012 den Bundesrat auf, sofort Beitrittsverhandlungen mit dem Bündnis aufzunehmen. Daraus wurde bekanntlich nichts.

Knapp ein Jahrzehnt später steht die Schweiz vor dem historischen Entscheid, das Rahmenabkommen zu kippen und damit Distanz zum Block zu wahren. Mitverantwortlich für die politische Mehrheit, die keinen Deal will, sind die Gewerkschaften unter der Führung von Nationalrat Pierre-Yves Maillard. Er gibt bei den Linken beim wichtigsten Dossier die Leitlinien vor – und agiert längst als faktischer Parteichef in der Europapolitik. Wermuth ist abgemeldet. Immerhin kann er sich hier trösten: Seiner Co-Chefin geht es gleich. Sie steht bei diesem Thema genauso aussen vor.

Nach der Absage des Anlasses in der Sekundarschul-Aula in Interlaken tauchte Cédric Wermuth übrigens noch kurz in Zürich auf. Während Mattea Meyer über die Auswirkungen der Rentenreform auf die Frauen und die Effekte der Pandemie auf das Gewerbe referierte, absolvierte ihr Kollege einen kurzen Auftritt bei der Gewerkschaft Unia. Mit anderen Nationalräten forderte er die Einführung eines Mindestlohns und die Neuverhandlung des Gesamtarbeitsvertrags für die Schreinerbranche. Besser als am 1. Mai hätten die Kräfteverhältnisse in der SP-Führung nicht demonstriert werden können.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Wagenknecht, Trede, Ruppen, Aebi, Graber, Humbel, Merkel, Costa, Berdimuhamedow



Frauen für Gletscher: Aline Trede.

Simonetta Sommaruga, Klimaaktivistin, möchte der ganzen Welt vorschreiben, was zu tun ist. Am virtuellen Treffen der Umweltministerinnen der deutschsprachigen Länder betonte die SP-Bundesrätin, es brauche bei der Klima- und Biodiversitätskonferenz der Vereinten Nationen im Herbst ehrgeizige Beschlüsse. Das ist vermessen, muss doch Sommaruga selber aufpassen, dass sie mit ihren Klimaplänen bei der Abstimmung im Juni nicht scheitert. Wie sagt die deutsche Sozialistin **Sahra Wagenknecht** in ihrem neuen Buch: Die Linke stehe nicht mehr für Gerechtigkeit, sondern für Selbstgerechtigkeit. Genau. (hmo)

Aline Trede, Vorbild, zündet in der Geschlechterdebatte die nächste Stufe. Neben allen anderen Vorzügen sind die Frauen laut der Grünen-Fraktionschefin auch besser für das Klima und die Gletscher als die Männer. Der weibliche Teil der Bevölkerung fahre mehr Velo, nutze mehr den ÖV oder gehe öfters zu Fuss. Sie hätten überhaupt den tieferen Stromverbrauch, so die Berner Nationalrätin. Und sie essen natürlich auch mehr vegetarisch, konsumieren viele Bio-Produkte und erstehen kleinere Elektrogeräte. So weibelte sie für das Komitee «Frauen fürs CO₂-Gesetz». Stellt sich die Frage: Wenn sich die Frauen bereits so vorbildlich und klimafreundlich verhalten, warum ist das neue Dekret überhaupt noch notwendig? Wegen der Männer, offenbar. (odm)

Franz Ruppen, Job-Hopper, wurde an der Sondersession von Nationalratspräsident **Andreas Aebi** (SVP) per Blumenstrauß verabschiedet. Der Oberwalliser SVP-Politiker ist seit dem 1. Mai neu Staatsrat und trat deshalb als Nationalrat zurück. Davor hatte er bereits seinen Job als Gemeindepräsident der grossen



Digital in Porto: Angela Merkel.

Oberwalliser Talgemeinde Naters quittiert. Für Ruppen rückt **Michael Graber** in den Nationalrat nach. Der Walliser Grossrat und Briger Gemeinderat gab am Dienstag seinen Einstand in der grossen Kammer, als er den Eid ablegte. (hmo)

Ruth Humbel, Geimpfte, geriet als Impfdränglerin in die Schlagzeilen. In der SRF-«Arena» hatte die Aargauer Mitte-Politikerin stolz verkündet, sie und ihre Tochter seien bereits gegen das Coronavirus geimpft. Worauf ihr Hausblatt, die *Aargauer Zeitung* (CH Media), fragte, weshalb Mutter und Tochter Humbel bereits immunisiert seien, wo doch im Aargau noch keine Termine für gesunde 16- bis 64-Jährige vergeben wurden. Sie schaue täglich zu ihren über 90-jährigen Eltern, wehrte sich die Nationalrätin. Während der Session übernehme ihre Tochter diese Aufgabe, weshalb sie sich vorzeitig hätten impfen lassen dürfen. (hmo)

Angela Merkel, Auslaufmodell, hat ein Herz für Bürger. Deshalb verzichtet die Kanzlerin, die nicht mehr kandidiert, auf einen Trip in den sonnigen Süden. «Wegen der strengen Beschränkungen, unter denen deutsche Bürger zurzeit leben müssen», wolle sie nicht persönlich, sondern digital am Sozialgipfel der EU in Porto teilnehmen, bat sie ihren portugiesischen Kollegen **António Costa**. (ky)

Gurbanguly Berdimuhamedow, Hecht, hat ein Herz für Fische. Derweil es den Bürgern an Grundnahrungsmitteln mangelt, verschönert der autokratisch herrschende Präsident Turkmenistans seinen Landsitz. Für sein Privat-aquarium liess er sich soeben aus Sri Lanka ein paar Haie einfliegen. Gut, dass er kein Bond-Bösewicht ist. Dann wüsste man, womit er sie füttern wird. (ky)

Heimlichter im Ständerat

Normalerweise weiss man schnell, welcher Politiker einen Antrag zu einer Gesetzesänderung einreichte. Aber bei der Revision der Zivilprozessordnung machen die Mitglieder der ständerätlichen Rechtskommission ein grosses Geheimnis aus einer kleinen Änderung. Konkret geht es um Artikel 266 der Zivilprozessordnung und um Massnahmen, die ein Richter anordnen kann.

Derzeit ist es so, dass ein Gericht einen Medienbericht vorsorglich verbieten oder löschen lassen kann, wenn einem Kläger dadurch ein «besonders schwerer Nachteil» entsteht. Die Mehrheit der Rechtskommission will nun das Wort «besonders» streichen. «Mit der Streichung des Wortes wird dem Richter mehr Ermessensspielraum eingeräumt, um im Einzelfall einen ausgewogenen Entscheid zu fällen», erklärt Ständerat Martin Schmid (FDP), der den Antrag unterstützte.

Vorgeschobenes Argument

Die Organisation Reporter ohne Grenzen steht auf den Barrikaden, bekannte Medienanwälte warnen davor. Die Geschichte ist wohl auch nicht ganz so harmlos, wie sie Kommissionspräsident Beat Rieder (Die Mitte) darzustellen versucht. «Würde man sich sonst die Mühe machen, Artikel 266 abzuändern?», fragt ein Gegner.

Als Argument wird vorgeschoben, Einzelpersonen könnten sich gegen Medienkonzerne wie Tamedia oder Ringier kaum noch zur Wehr setzen. Wobei Ratsherren die vielen Berichte über die frühere Zuger Kantonsrätin Jolanda Spiess-Hegglin wegen der Vorfälle an der Zuger Landammannfeier als Beispiel aufführen.

Dieser Fall zeigt aber gerade auf, dass sich Betroffene sehr gut wehren können. So hat das Zuger Kantonsgericht der Tamedia-Journalistin Michèle Binswanger verboten, über Spiess-Hegglin und die Zuger Fete zu schreiben.

Dennoch wollen es Ständeräte jetzt noch einfacher machen, unliebsame Medienberichte zu verhindern. Die Drahtzieher halten sich indessen bedeckt. Unklar ist auch, warum diese Änderung in der Pressemitteilung nicht transparent gemacht wurde.

Hubert Mooser

MÖRGELI

Bertrand Piccard und das Klima

«Das Referendum wurde von Egoisten ergriffen.» Solches behauptet Bertrand Piccard im *Sonntagsblick* zum CO₂-Gesetz. Selbstverständlich ist er selber über jeden Egoismus erhaben. Und so führt Piccard gegenwärtig eine Ja-Kampagne eines Komitees von «Unternehmern» an. Fast alle vertreten Firmen, die von der Geldumverteilungsmaschine namens CO₂-Gesetz profitieren würden. So viel zum Thema Egoisten.

Im Umweltschutz, so Piccard, steckten «fantastische Geschäftsmöglichkeiten». Ist er nun ein selbstloser Anti-Egoist oder ein eigennütziger Geschäftsmann? Offenbar einer, der für seine Solar Impulse Foundation dank dem CO₂-Gesetz «fantastische Geschäftsmöglichkeiten» wittert. Die CO₂-Immissionen sind laut Piccard ein «Treiber der Ineffizienz in unserer Industrie und unserem Lebensstil». Wir verbrauchten «zu viel Energie, wenn wir CO₂ ausstossen».

Betrachten wir die Effizienz des Lebensstils von Bertrand Piccard: Er ist Motorflugzeugpilot und hat Tausende von Fallschirmsprüngen absolviert. Piccard verantwortet in einem einzigen Monat wohl die schlimmere CO₂-Bilanz als eine normale vierköpfige Familie in ihrem ganzen Leben. Er wird gesponsert von der Uhrenfirma Breitling, die seit Jahrzehnten ein nicht eben CO₂-freies Piloten-Image pflegt. Sein «Orbiter 3» hat massiv Kerosin ausgestossen. Piccards Solarfliegerei ist weit entfernt von irgendwelcher Effizienz oder praktischer Brauchbarkeit – und die Herstellung und Betreuung ziemlich CO₂-intensiv.

Multimillionär Bertrand Piccard findet es völlig in Ordnung, wenn das CO₂-Gesetz den Mittelstand massiv abzockt. Etwa bei Benzin, Heizöl, Miete und Konsumgütern. Betroffen wären dieselben Steuerzahler, die sein Solar-Impulse-Programm via Bund mit Millionen subventionieren. Ungefragt finanzieren ihn also Mitbürger, die laut Piccard «von Eigeninteresse getrieben sind». Und welchen Tipp hat der CO₂-Schlemmer gegen das von ihm verteilte Heizöl? «Wir können Geld ausleihen, um die Heizung auszuwechseln.» Wunderbar, andere bezahlen! Der grösste Egoist ist der, dem nie in den Sinn käme, dass er selber einer sein könnte.

Christoph Mörgeli

Iran als Frauenförderer

Der muslimische Gottesstaat ist neu in einer Uno-Kommission für Gleichberechtigung. Was sagt die Schweiz dazu?

Pierre Heumann

Ausgerechnet der Iran wird künftig in einer Uno-Kommission vertreten sein, die sich für die Rechte der Frau einsetzen soll. Während der nächsten vier Jahre wird eines der weltweit frauenfeindlichsten Regimes in einem Gremium der Weltorganisation, das sich für die Gleichstellung der Geschlechter einsetzen soll, eine Stimme haben.

Pikant: In der geheimen Abstimmung haben mindestens vier westliche Demokratien die Aufnahme des Iran in die Kommission befürwortet,

Ohne Einwilligung des Ehemanns darf eine Frau weder einen Pass beantragen, noch ins Ausland reisen.

wie die NGO UN Watch schreibt. In die Kommission, die sich als global wichtigste Institution für Frauenförderung versteht, wurde auch Pakistan gewählt, das für Frauen eines der gefährlichsten Länder der Welt ist.

Ob die Schweiz zu den Ja-Sagern gehörte, lässt das Aussendepartement auf Anfrage offen. Es gebe für die einzelnen Staaten zwar keine Verpflichtung, ihr Wahlverhalten geheim zu halten. Es wäre aber «nicht im Interesse der Schweiz, ihr Wahlverhalten einseitig offenzulegen und dadurch Nachteile in Kauf zu nehmen». Gerade als Sitzstaat müsse sie «mit allen gewählten Ländern bzw. KandidatInnen konstruktiv zusammenarbeiten können».

Das zieht eine Kooperation mit dem Iran nach sich, einem Staat, in dem Frauen mehrfach dis-

kriminieren werden – zum Beispiel bei Heirat, Scheidung, Erbschaft und dem Sorgerecht für das Kind. Ohne schriftliche Einwilligung ihres Ehemanns darf eine Frau weder einen Pass beantragen, noch ins Ausland reisen. Um einem Beruf zu nachzugehen, braucht sie das Einverständnis ihres Gatten. Um zu heiraten, muss sie laut Gesetz die Erlaubnis ihres männlichen Vormunds einholen.

Freiheit in Anführungszeichen

In den letzten Jahren haben iranische Gerichte harte Strafen gegen Frauen ausgesprochen, die gegen das Verschleierungsgesetz protestierten. Einige mussten bis zu fünf Jahre ins Gefängnis, weil sie die «nationale Sicherheit» bedroht oder «Propaganda gegen den Staat» betrieben hätten. Zusätzliche sieben Jahre erhielt später eine Gefangene, weil sie das «Heilige beleidigt» habe.

Dass fundamentalste Rechte mit Füßen getreten werden, hat einige Demokratien nicht daran gehindert, der Aufnahme des Iran ins Top-Gremium der Uno für Gleichstellung zuzustimmen. Laut Verfassung sind Irans Frauen «gleichberechtigt geschützt» – die Realität sieht aber anders aus. Das Zivilgesetzbuch des Landes, das in der Uno-Kommission für die Gleichstellung der Frau bis 2025 eine Stimme haben wird, lässt zum Beispiel auch Kinderehen zu; mehrere zehntausend sind es pro Jahr.

Ajatollah Ali Chamenei, der Supreme Leader und damit die höchste, fast gottähnliche Instanz in der Islamischen Republik, weist den Vorwurf der Frauenunterdrückung dezidiert zurück. Im Gegenteil: Sein Land preist er als leuchtendes Vorbild für den Westen. Dort müssten sich Frauen vor Männern entblößen, um «ihnen eine Quelle der Freude zu sein», wie er vor einem Jahr auf Twitter schrieb. Anklagend fuhr er fort: «Gibt es eine schwerwiegendere Form der Unterdrückung?! Und das nennen sie <Freiheit>?», wobei er das Wort Freiheit in Anführungszeichen setzte.

Irans Frauen als «Gefangene» hinzustellen, ist für Chamenei eine infame Unterstellung. Das Gegenteil sei der Fall: «Ihr bescheidenes Kleid trägt ihnen Respekt ein.»



Klimapolitik ist neu Weltmachtpolitik

Im Kampf gegen China setzt Joe Biden auf Solaranlagen und Windkraftwerke. Made in USA.



Ich schrieb während Jahren in der *Weltwoche* Artikel pro Elektroautos. Überzeugt habe ich nur die wenigsten.

Jetzt ändert sich alles blitzschnell. Dies auch dank dem TCS. Der grösste Verein der Schweiz hat nachgerechnet, dass Elektroautos – trotz den Batterien – doppelt so umweltfreundlich sind wie Benzin- und Dieselaautos. Und erst noch billiger. Der bisher gelb eingefärbte TCS neu als grüner Motor des ökologischen Umbaus der Schweiz. Der VCS muss sich warm anziehen.

Der Grund: Volkswagen und Mercedes setzen voll auf die Kraft, die aus der Steckdose kommt. Und selbst Toyota scheint – wenn auch etwas spät – die Kurve Richtung Elektromobilität zu kriegen. Wir leben in Zeiten tiefgreifender Veränderungen, technisch, gesellschaftlich und politisch.

Im *WW-Magazin*, der *Weltwoche*-Beilage, las ich letzte Woche zu meiner klammheimlichen Freude folgende Sätze: «Auch kräftige Steigungen katapultiert der Elektromotor das Zwei-Tonnen-Gefährt mühelos empor. Das beherrzte Überholen eines Porsche Carrera 911 bei der Fahrt auf den Julierpass, das ist schon eine feine Sache.»

In der Szene der Modelleisenbahnler gibt es viele Ferrophile. In der Welt der Autotester neu Elektrophile wie Gabriel Lotti und Florian Schwab, die mit dem neuen Ford Mustang Mach-E über den Julier blöchten. Tempolimit hin, Tempolimit her.

Es geht elektrisch auch billiger und effizienter. Etwa mit dem neuen Elektro-SUV von Dacia. Man kann dieses in Deutschland – nach Abzug aller Anschubsubventionen – für rund 10 000

Euro kaufen. In der Schweiz liegt der Listenpreis bei 20 000 Franken.

Die Batteriepreise sind im freien Fall. Bald einmal werden sie nur mehr fünfzig Franken pro gespeicherte Kilowattstunde kosten. Dreimal weniger als heute. Und die europäischen Autokonzerne werden mit der Produktion von Elektroautos verdammt viel Geld verdienen. Vorausgesetzt, sie bekommen das mit den autonomen gesteuerten Autos auch noch in den Griff.

Ich habe fälschlicherweise Joe Biden nicht viel zugetraut. Noch haben wir Schweizerinnen und Schweizer nicht begriffen, welche Überraschungen er für uns bereithält. So will er die

Man könnte an den Hängen des Niesens zehnmahl mehr Winterstrom zum gleichen Preis produzieren.

viel zu hohen Medikamentenpreise senken. Das verkündete schon Donald Trump, aber gemacht hat er nichts. Die Spindoktoren von Biden werden den zu reichen Basler Aktionärsfamilien von Roche und Novartis noch einige schlaflose Nächte bescheren.

Auch auf dem Gebiet der Klimapolitik wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Noch hat China zu viele Kohlekraftwerke. Noch will China erst 2060 klimaneutral werden. Biden geht davon aus, dass Solarkraftwerke und Windturbinen in den USA nächstens für weniger als zwei Rappen pro Kilowattstunde Strom produzieren. Dank viel mehr Geld für Forschung und Entwicklung. Vorbild: aus-

gerechnet die von Trump angeschobene Impfstoffproduktion.

Wird Biden das Ziel erreichen? Wenn altersbedingt nicht er, dann seine Nachfolgerin Kamala Harris. Wenn der Preis für Strom effektiv auf zwei Rappen pro Kilowattstunde sinkt, bekommt selbst der Wasserstoff eine Chance. Weil 70 Prozent der variablen Kosten bei der Produktion von Wasserstoff Stromkosten sind. Und dieser Wasserstoff made in USA wird schnell ein Exportartikel. Länder, die nicht mitziehen, werden bestraft. Mit technischen Handelshemmnissen und ökologischen Einfuhrzöllen. Der amerikanische Imperialismus ist nach Trump raffinierter und effizienter zugleich.

Und was machen wir in der Schweiz? Wer vor einem Jahr mit dem Zug von Bern nach Visp rumpelte, konnte im Bereich Hondrich die noch unverbaute Kander bestaunen. Hier lässt die BKW zusammen mit den Thuner Elektrizitätswerken ein neues Wasserkraftwerk bauen. Es produziert statt Winter- fast nur Sommerstrom. Das Werk kostet sechzig Millionen Franken. Und produziert trotzdem nur lächerliche 36 Millionen Kilowattstunden pro Jahr. Und dies zu einem subventionierten Preis von zwölf Rappen pro Kilowattstunde. Die Subventionen werden unter dem Strich mehr ausmachen als die Baukosten. Man könnte an den Hängen des Niesens zehnmahl mehr Winterstrom zum gleichen Preis produzieren. Biden wird uns dazu zwingen. Wie Obama zur Abschaffung des Steuerhinterziehergeheimnisses.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Mut und Charakter

Mit ihrer Lebhaftigkeit hat Carrie Symonds dem britischen Premier den Kopf verdreht. Doch was geschieht, wenn sich der Bettdragoner plötzlich überall einmischt?

Julie Burchill



Sehnsucht nach einer Chaiselongue: Boris Johnson, Partnerin Symonds.

Als ich sah, dass die Verlobte von Premierminister Johnson auf Twitter besonders oft mit dem Hashtag #CarrieAntoinette vorkam, fiel mir ein alter Ausspruch des Finanziers und Politikers Sir James Goldsmith ein: «Wenn ein Mann seine Mätresse heiratet, wird eine Arbeitsstelle frei.» Obschon Miss Symonds und ihr Freund noch nicht geheiratet haben, hat man vergangene Woche erleben können, wie Carrie sich von einer Klischeefigur in eine andere verwandelte: Galt sie zunächst als eine der auf anzüglichen Postkarten so beliebten männermordenden sexy Blondinen (immerhin ist sie die erste nicht geheilichte Lebenspartnerin eines britischen Premierministers in der Downing Street), so steht sie mittlerweile im Ruh, ein Reibisen zu sein, ein Drachen namens Sie-der-man-zu-gehorschen-hat.

Fuchsjagden und Stierkämpfe

Wie viele langjährige Labour-Wählerinnen habe auch ich 2019 für Boris gestimmt, einfach nur damit der Brexit endlich durchgezogen werde. Doch ausserdem rief einem seine Wahl auf angenehme Art in Erinnerung, dass wir Britinnen und Briten wohl doch nicht so sexuell verklemmt sind, wie die Kontinentaleuropäer gern behaupten: Immerhin haben wir die Swinging Sixties erfunden. Und wir alle wussten, dass Boris seine erste Frau Allegra zugunsten der schwangeren Marina verlassen hatte, dann diese, die einen Krebs überlebt hatte, für Carrie Symonds verliess, wobei er unterwegs noch mit einer ganzen Reihe von in angesagten Kreisen verkehrenden Frauen herumgemacht hatte, deren bekannteste die amerikanische Geschäftsfrau Jennifer Arcuri war.

Für einen solchen Libertin schien Symonds als Gefährtin eine geschickte Wahl zu sein: Als illegitimes Kind eines ehebrecherischen Journalisten und einer Juristin – eine kürzlich erfolgte Umfrage hat ergeben, dass die Öffentlichkeit 23 Prozent der ersteren und 61 Prozent der zweiten Berufsgruppe misstraut – würde sie sich durch das Rampenlicht, in dem sie als Partnerin des mächtigsten Manns Grossbritanniens zwangsläufig stehen würde,

weder einschüchtern lassen noch allzu geschmeichelt fühlen.

Eine Zeitlang ging das gut. Tierliebende feministische Brexiteers wie ich freuten sich, zu hören, dass Symonds auf den Brexit drängte, nicht zuletzt wegen der durch die EU geförderten empörenden Behandlung von Nutztieren. Man war sich weithin einig, dass Symonds der Grund dafür sei, dass Johnson in seiner ersten Rede als Premierminister versprach, sich für das Tierwohl einzusetzen; eine ziemliche Kehrtwende für einen begeisterten Fleischfresser, der sich auch schon für Fuchsjagden und Stierkämpfe ausgesprochen hatte.

Ausserdem erwies sie sich als junge Frau voller Mut und Charakter: Sie gab ihre Anonymität auf, um zu enthüllen, dass sie als Teenager Opfer des Taxi fahrenden Vergewaltigers John Worboys geworden war (der, wie die Polizei schätzt, um die hundert Frauen missbraucht haben dürfte). Das tat sie, nachdem 2018 bekanntgeworden war, dass das zuständige Gremium beabsichtige, den Mann nach nur zehn Jahren Haft freizulassen. Nachdem dies vereitelt worden war, sagte sie: «Wir wussten, dass er für Frauen weiterhin eine Bedrohung darstellte, und wir wussten, dass wir alles tun mussten, um zu vermeiden, dass weitere Frauen betäubt und dann vergewaltigt werden würden. Jetzt hat man endlich auf uns gehört und uns recht gegeben. Wir haben gewonnen.»

Kontrast zum Hochdruckjob

Nun zu ihren körperlichen Reizen. Als die Affäre der beiden 2018 bekanntwurde, wurde hörbar mit den Augen gerollt, dass ein 54-Jähriger sich in eine 30-Jährige verknallt habe, die nur fünf Jahre älter als seine älteste Tochter ist. Aber junge Menschen sind nun mal eher

attraktiv als ältere, und zwar bei beiden Geschlechtern. Wenn ich die 62-jährige Madonna nicht dafür kritisierere, dass sie einen 27-jährigen Freund hat (der drei Jahre älter als ihre älteste Tochter ist), dann wäre es heuchlerisch von mir, die Beziehung Johnson – Symonds schlechtzumachen. Carrie ist keine klassische Schönheit, sondern etwas Besseres: Dank ihrer Lebhaftigkeit und Frechheit ist sie bestimmt das ideale Kontrastprogramm zu einem Hochdruckjob wie dem des Premierministers.

Was aber geschieht, wenn aus dem Heimchen am Herd ein Bettdragoner wird, der sich überall einmischt? Im Winter 2020 sickerte durch, dass entlassene Angestellte von Dow-

Carrie Symonds ist keine klassische Schönheit, sondern etwas Besseres.

ning Street Nummer 10 Symonds wegen ihres angeblich üblen Einflusses auf den Premierminister den Spitznamen «Princess Nut Nuts» verpasst hatten. (Was das genau heisst, darüber wird viel debattiert. Aber am häufigsten liest man, unter Spinnern nehme sie die Position einer Prinzessin ein.)

So empfinden manche besonders ihre Tierliebe als Problem. Man wirft ihr vor, ihren Verehrer vom Plan abgebracht zu haben, die Dachspopulation zu dezimieren, aber auch, auf dem Höhepunkt der Pandemie eine Covid-Krisensitzung unterbrochen zu haben mit ihrer Forderung, Boris solle sich bei der *Times* formell beschweren, weil die Zeitung behauptet habe, sie, Carrie Symonds, liebe ihren Hund nicht mehr so sehr wie früher. Doch da die Briten eine tierliebende Nation sind, hat ihr das nicht geschadet.

Ich glaube, dass auch das gegenwärtige Tamtam von dem First Couple aberperlen wird. Reiche Tory-Spender sollen 200 000 Pfund beigetragen haben zur Renovation der Wohnung in der Downing Street. In der Zeitschrift *Tatler* wurde behauptet, die neue Burgherrin habe Goldtapeten verlangt anstelle des «Kaufhausmöbel-Albtraums», den die früheren Bewohner hinterlassen hätten. Doch die erwähnte Spende dürfte die britische Öffentlichkeit nicht allzu sehr ergrimmen; diese regt sich vielmehr darüber auf, wenn Politiker immer wieder öffentliche Gelder für Privatvergnügen missbrauchen. Mehr als zehn Jahre sind vergangen seit dem Rücktritt des konservativen Abgeordneten Peter Viggers. Dieser hatte Kosten von 1645 Pfund für eine «schwimmende Enteninsel» in seinem Gartenteich geltend gemacht. Heute dürfte der Wählerschaft egal sein, wer wem was bezahlt – solange das Geld nicht aus dem Staatssäckel stammt.

«Tiefer Friede des Doppelbetts»

Es wäre allerdings schon lustig, wenn der ausschweifendste und freizügigste aller modernen Premierminister nicht durch heimlichen Sex, sondern Heimtextilien zu Fall gebracht würde. Die witzige Schauspielerin Mrs Patrick Campbell beschrieb die Ehe einst als den «tiefen, tiefen Frieden des Doppelbetts nach dem Rammelrummel der Chaiselongue». Es entbehrte nicht der Ironie, stolperte der Mann, der ungestraft von Bett zu Bett gehüpft ist, über die Sehnsucht seiner Geliebten nach einer Chaiselongue.

Julie Burchill ist britische Journalistin und arbeitet seit dem 17. Altersjahr als Autorin. Ihre Hobbys sind Boshaftigkeit, Philanthropie und das Studium des modernen Hebräisch.

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer

2. Auflage
Soeben erschienen!

Impfgegner –

die nützlichen Idioten der Corona-Diktatur

von Kerstin Steinbach / u.v.a.

KETZERBRIEFE
Flaschenpost für unangepasste Gedanken
Herausgegeben vom Bund gegen Anpassung
ISSN 0930-0503, Abo (6 Hefte) € 33,30 inkl. Versand
www.ahriman.com

Achtung: Alle unsere Verlagstitel sind lieferbar! Telefonische Bestellung ist immer möglich: ☎ +49 761 502303

Weitere Ausgaben zum Thema:



2. Auflage!
KETZERBRIEFE
Flaschenpost für unangepasste Gedanken
226
Impfgegner –
die nützlichen Idioten der Corona-Diktatur
von Kerstin Steinbach
Interview: Milos Kampf für Freiheit und Laizismus
Der «Sturm aufs Kapitol» von C. ANTON
• u.v.a.
April/Mai 2021
Herausgegeben vom Bund gegen Anpassung
www.ahriman.com

80 S., € 5,- / ISBN 978-3-89484-290-1

Einer wie «Dutti»

Roger Schawinski ist wieder dort, wo er am liebsten ist: Allein gegen das Establishment. Im Kampf um das Radio führt er das Erbe des Kartellbrechers Gottlieb Duttweiler fort.

Alex Baur

Vielleicht hat er es von seinem Vater gelernt, der ein einfacher Handelsreisender war: Der Kunde ist König. Und wenn der Konsument keine Wahl mehr hat, weil andere entscheiden, was für ihn gut und richtig sein soll, ist das grundsätzlich falsch und schlecht. So oder ähnlich könnte das Leitmotiv lauten, welches das ganze Lebenswerk des Medienpioniers Roger Schawinski prägt.

Und genau hier liegt auch der Kern von Schawinskis aktueller Kampagne für den Erhalt der UKW-Frequenzen. Diese sollen auf Befehl des Bundes nächstes Jahr abgeschaltet werden. Es handelt sich dabei notabene nicht um einen Angriff auf die DAB-Technologie, die als Ersatz geboten wird und eine Reihe unbestreitbarer Vorteile hat. Es geht einzig und allein darum, dass der Kunde die Wahl haben soll. Und dafür spricht sehr viel.

Die DAB-Technologie ist alles andere als neu, sie wurde 1981 erfunden. Fünf Jahre später wurde die europaweite Einführung im Rahmen des Eureka-Programms beschlossen. Trotzdem gingen über zehn Jahre ins Land, bis DAB ab 1999 in der Schweiz eingeführt und unter dem Label DAB+ ausgebaut wurde. Gemäss Bakom (Bundesamt für Kommunikation) nutzen die Radiohörer heute zu 41 Prozent DAB+, zu 32 Prozent das Internet und zu 27 Prozent die herkömmlichen UKW-Frequenzen.

Ausweichen auf ausländische Sender

Der Trend geht also klar in Richtung digital, sei das Internet oder DAB+. Allerdings verfügen 58 Prozent der Autos über keinen DAB-tauglichen Empfänger. Eine Umrüstung ist möglich, doch die Bastelei kostet mindestens einen Tausender. Die meisten Autofahrer würden wohl auf ausländische Sender ausweichen. Diese würden sofort in die von der Schweiz freiwillig geräumten UKW-Frequenzen springen. Denn ein Ende des UKW-Radios ist weltweit noch lange nicht in Sicht.

Nicht einmal innerhalb von Europa hat sich DAB durchgesetzt, allen Subventionen zum

Trotz. Vor allem in Südeuropa und im Osten ist die Abdeckung lausig. Portugal und Finnland sind komplett ausgestiegen, Norwegen hat 2017 die Abschaltung der UKW-Frequenzen nach ein paar Monaten wieder rückgängig ge-



Und einmal mehr heisst dieser Mann: Roger Schawinski.

macht. Ausserhalb von Europa wird sich DAB ohnehin kaum je durchsetzen. Denn es handelt sich um eine inzwischen reichlich angealterte Übergangstechnologie. Internet in Kombination mit 5G-Übertragung ist viel günstiger und flexibler.

Wenn mehr als zwei Jahrzehnte nach der mit Dutzenden von Steuermillionen gedopten Einführung von DAB immer noch über ein Viertel

Eine Umrüstung des Autoradios ist möglich, aber die Bastelei kostet mindestens einen Tausender.

der Konsumenten an UKW festhalten, dann hat sich die Technologie offensichtlich nicht als neuer Standard durchgesetzt. Dabei kann wie jeder Konsument auch jeder Sender die Technologie frei wählen. In dünnbesiedelten Gebieten haben einige private Anbieter ihre UKW-Frequenzen durch DAB ersetzt, weil Erstere nicht mehr rentieren; Konkurrenten sind in die Lücke

gesprungen. Man nennt es freien Wettbewerb. Der Feind des Wettbewerbs ist das Kartell. Es bestimmt, was der Kunde gefälltigst zu konsumieren hat. Und mit einer solchen Kartellabsprache haben wir es hier zu tun. Der Deal zwischen der SRG und den Privaten wurde 2016 unter Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) eingefädelt. Das Bakom sagte den Privatsendern eine automatische Verlängerung der 2018 auslaufenden Konzessionen zu, wenn sie im Gegenzug der Einstellung der UKW-Frequenzen zustimmen würden. Als Zückerchen winkte eine Erhöhung der Subventionen für die DAB-Sender. Der Konsument hat keine Wahl: Damit er das von ihm zwangsfinanzierte Radio überhaupt hören kann, muss er auf teure DAB-Empfänger umrüsten.

Wie in guten alten Zeiten

Das Verwunderlichste an der Sache ist, dass es so lange brauchte, bis überhaupt jemand auf die Barrikaden gestiegen ist. Und einmal mehr heisst dieser Mann Roger Schawinski – Schawinski, der mittlerweile 75-jährige Rundfunk-Pionier, der vor bald fünfzig Jahren mit dem «Kassensturz» den Konsumentenschutz in die Schweiz brachte. Jetzt wirbelt er wieder, der «Schawi», wie zu guten alten Zeiten, setzt alle Hebel in Bewegung, tritt gegen das vereinte Rundfunk-Establishment an, redet sich um Kopf und Kragen, um den Konsumenten eine Stimme zu geben.

Mitte des letzten Jahrhunderts gelang es Gottlieb Duttweiler, mit der Migros die Kartelle im Detailhandel aufzubrechen. Es war ein harter Kampf, er dauerte Jahrzehnte. In den 1980er Jahren trat Roger Schawinski in «Duttis» Fussstapfen und knackte zuerst das staatliche Radio- und später auch noch das TV-Kartell. Die Schweiz hat diesen beiden Pionieren viel zu verdanken. In Zürich gibt es deshalb eine Duttweiler-Brücke. Und irgendwann wird man den Sendemast auf dem Üetliberg vielleicht «Schawinski-Turm» nennen. Verdient hätte «Schawi» es.

Bürokratie im Feudalmodus

Indien verliert den Anschluss an den grossen Konkurrenten China. Die Pandemie verstärkt den Trend.

Urs Schoettli

Die Covid-19-Pandemie hat Indien eine gigantische humanitäre Katastrophe beschert. Das Land mit der zweitgrössten Bevölkerung und der fünftgrössten Wirtschaft der Welt sieht sich mit stets neuen Rekorden bei Krankheits- und Todesfällen konfrontiert, und dies bei einem Gesundheitssystem, das selbst in normalen Zeiten völlig unzureichend ist.

Von einigen liberalen Medien sowohl in Indien als auch in den westlichen Industriestaaten wird das tragische Geschehen in Indien mit nur leicht kaschierter Schadenfreude kommentiert. Der indische Ministerpräsident Narendra Modi ist für viele Gutmenschen ein Scheusal, das in einer Person hinduistischen Fanatismus, Populismus und indischen Nationalismus vereinigt. Extreme Kritiker bezichtigen Modi, Pogrome gegen Muslime toleriert oder gar angestachelt zu haben.

In mondänen Zirkeln stösst auf, dass Modi seit Jahren grosse Popularität geniesst und praktisch im Alleingang die Indische Volkspartei (BJP) zur auf nationaler Ebene und in wichtigen Gliedstaaten mächtigen Regierungspartei gemacht hat. Die sozialistische Kongresspartei, die faktisch zu einem Familienunternehmen des Nehru-Gandhi-Clans degeneriert ist, sieht sich sehr zum Leidwesen der traditionell an den Pfründen der Macht teilhabenden Linksintellektuellen marginalisiert.

Gigantisches Humankapital

Es kann keinen Zweifel geben, dass für die jetzige Katastrophe die Regierung Modi verantwortlich ist. Zunächst hatte man nach der ersten Infektionswelle, welche Indien relativ erfolgreich gemeistert hatte, voreilig das Virus für besiegt erklärt. Danach unterliess man es, sich auf die absehbare zweite Welle vorzubereiten. Ebenso unterliess man es, politische, religiöse und soziale Massenveranstaltungen rigoros zu unterbinden. Schliesslich demaskierte die Krise ein völlig unzureichendes Gesundheitssystem.

Indien ist ein Drittweltland, in welchem die Mehrheit der Bevölkerung in Armut lebt.

Gleichzeitig gibt es aber auf dem Subkontinent wichtige Inseln der entwickelten, der Ersten Welt. Dazu gehören indische Multis ebenso wie Institutionen der höheren Bildung wie die angesehenen Indian Institutes of Technology, professionelle Fachkräfte, von IT-Spezialisten bis zu Spitzenmedizinern, sowie eine lebendige Medienlandschaft.

Es ist naheliegend, dass Indien häufig mit dem anderen Milliardenland, der Volksrepublik China, verglichen wird. Dabei fällt die Bilanz insbesondere für die vergangenen drei Jahrzehnte ernüchternd aus. Indien hat es sträflich unterlassen, sein wichtigstes Potenzial, das gigantische Humankapital, zu nutzen. Es ist auch beim Aufbau einer modernen Verkehrsinfrastruktur und bei der Urbanisierung weit hinter China zurückgefallen. Die Schuld an diesem sträflichen Versagen tragen eine inkompetente Politikerkaste und eine im Feudalmodus verharrende Bürokratie.

Wo Indien wirklich stehen könnte, lässt sich am besten an den Erfolgen ermesen, die Inder als Manager, Ärzte, Banker oder Forscher in Übersee, unter anderem auch im Silicon Valley,

aufzuweisen habe. Jeder zweite Experte, der in amerikanischen Medien zur Corona-Krise befragt wird, ist subkontinentaler Abstammung.

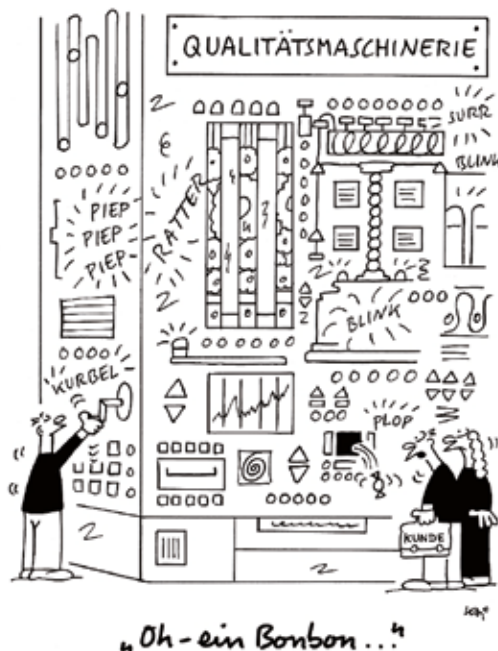
Beim heutigen Stand der Dinge fällt es schwer, zu ermessen, welche langfristigen Schäden Indien davontragen wird. Nach dem Abklingen der ersten Welle, die zu einem drastischen landesweiten Lockdown geführt hatte, erholte sich die indische Wirtschaft relativ rasch. Offensichtlich wird die jüngste Eskalation der Pandemie neuerliche Bremsspuren hinterlassen und eine ursprünglich auf eine zweistellige Prozentzahl veranschlagte konjunkturelle Erholung verunmöglichen.

Grossmachtsansprüche

Während indische Kommentatoren zu Recht darauf hinweisen, dass angesichts der Dimensionen, welche die Seuche in Indien angenommen hat, jedes Gesundheitssystem überfordert gewesen wäre, kann nicht bestritten werden, dass in diesen Tagen und Wochen Indiens Ansehen in der Welt schweren und möglicherweise bleibenden Schaden genommen hat. Die dramatischen Bilder von den rund um die Uhr erfolgenden Kremationen in Delhi und von verzweifelten Patienten, die in den hauptstädtischen Spitälern kein Bett und keinen Zugang zu lebensnotwendigem Sauerstoff finden, haben sich tief eingepreßt. Was sich landesweit an Tragödien abspielt, ist nicht vereinbar mit Indiens Anspruch, eine neue Grossmacht zu sein.

Für die Welt ist die Frage, ob und wie sich Indien von der Katastrophe erholen wird, nicht belanglos. In jüngster Zeit hatte Indien auch mit Hilfe und auf Drängen der USA und Japans im Grossraum des Indopazifiks sehr zum Verdross Chinas begonnen, vermehrt geopolitische Verantwortung zu übernehmen. Nicht eine feindliche Armada, sondern ein simples Virus könnte sehr zum Nutzen Chinas nun diesen Ambitionen einen kräftigen Strich durch die Rechnung machen.

Urs Schoettli berichtet seit Jahrzehnten als Journalist aus Asien. Er lebt in Indien und Japan.



Steuerkrieg gegen die Schweiz

US-Präsident Biden und die OECD wollen eine globale Mindeststeuer durchsetzen. Ziel ist es, die attraktiven Steuerstandorte zu unterdrücken, unter anderem die Schweiz.

Beat Gygi

Der amerikanische Präsident Joe Biden hat in seiner Rede zur Lage der Nation vorige Woche kurz und aufsehen-erregend die Schweiz ins Visier genommen. In moralisierendem Ton kritisierte er, dass «tax havens in Switzerland and Bermuda and the Cayman Islands» als Zufluchtsorte für steuerflüchtige Firmen dienen, wodurch dem Staat enorme Steuereinnahmen entgingen. Dass die Schweiz im gleichen Atemzug mit den Extremöasen Bermuda und Cayman Islands genannt wurde, war sachlich abwegig und schmierig, aber das war ja wohl der Zweck der Übung.

Biden hat mit seiner Bemerkung quasi einen Schalter angeknipst, der einen Stromstoss durchs Kartell der Hochsteuerländer schicken soll, damit dieser Klub im Kampf gegen den Steuerwettbewerb in der Welt besser auf Touren komme und so auch den USA helfe. Kartellzentrale ist die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Ent-

Im Extremfall müssten hiesige Unternehmen im Ausland Steuern auf ihre dortigen Umsätze zahlen.

wicklung (OECD), die im Auftrag der Hochsteuerländer den Kampf gegen unliebsame Länder mit günstigen Steuerbedingungen organisiert – so auch gegen die Schweiz. Das Mobbing gegen attraktive Steuerstandorte begann Ende der neunziger Jahre und wurde zunehmend aggressiver.

Klare Entgegnung

Die Schweizer Regierung mit Finanzminister Ueli Maurer meldete sich nach Bidens Bemerkung sogleich mit einer klaren Entgegnung und legte dar, dass die Schweiz sämtliche internationalen Standards in Steuersachen erfülle und dass seit 2019 internationale Gremien, etwa die OECD, dem Land mehrfach attestiert hätten, die internationalen Standards im Steuerbereich korrekt umzusetzen, auch schriftlich.



Mobbing gegen attraktive Steuerstandorte: Joe Biden und Janet Yellen, gefolgt von der OECD-Meute.

Die jüngste und spektakulärste Anpassungsaktion der Schweiz bestand ja in der Abschaffung der von der OECD kritisierten Steuermodelle für ausländische Firmen. Die Folge war schliesslich die grosse Steuerreform und AHV-Finanzierung 2019 (Staf) – ein staatsrechtlicher Murks, der AHV und Unternehmenssteuern unsinnig verquickte und den Föderalismus schwächte. Zudem hat die Schweiz all die internationalen Regeln übernommen, aus *soft law* Gesetze gemacht, die Firmen zu länderscharf aufgeschlüsselter Geschäftsberichterstattung zwingen, des Weiteren den automatischen Informationsaustausch über Bankkunden und auch andere Formen des Informationsaustauschs eingeführt.

Aber es geht weiter, exzessive Ausgaben und kaputte Staatsfinanzen rufen nach mehr Geld. Biden und seine Finanzministerin Janet Yellen wollen den fiskalischen Zugriff verstärken und alle Unternehmen einer Mindestbesteuerung unterwerfen, niemanden mehr durch die Maschen schlüpfen lassen – wobei Biden als jahrzehntelanger Senator der Steuer-oase Delaware ja zugleich der typische Politiker mit doppelten Standards ist.

Vorläufig hat die USA-Regierung globale Minimalsteuersätze für Unternehmen von vielleicht 15 bis 21 Prozent des Gewinns im Auge. Die weltweite Harmonisierungskampagne der OECD kommt Biden da recht. Das Ganze läuft unter dem Titel «Beps» (Base Erosion and Profit Shifting), der Kampf richtet sich also gegen die Erosion der Steuerbasis (in den Hochsteuere-ländern) und die Möglichkeit zum Ausweisen von Firmengewinnen an günstigen Steuerstandorten. Trump hatte sich vom OECD-Kartell distanziert, Biden will sich nun wieder damit verknüpfen.

Die seit Jahren laufende OECD-Kampagne verfolgt grob zwei Stossrichtungen. Der sogenannte erste Pfeiler zielt darauf ab, digitale und immaterielle Leistungen im Wesentlichen dort zu besteuern, wo sie konsumiert werden – mit dem Argument, dass die Wertschöpfung ja dann entstehe, wenn der Kunde den Film oder die Software bei sich herunterlade, und nicht im Land, wo das programmiert werde. Diese Besteuerung am Ort des Konsums würde bedeuten, dass Länder mit vielen Konsumenten und grossen Märkten plötzlich mehr Steuersubstrat bei sich hätten, während die bisherigen Produktionsländer Staatseinnahmen verlieren würden.

Ursprünglich hatte die EU die Debatte um diese Digitalthemen begonnen. Neidisch hatten nämlich Europas Regierungen registriert, wie amerikanische Technologieriesen à la Google oder Facebook ihre Leistungen via Internet in der EU verkauften, ohne dass die europäischen Staatskassen auch etwas davon hatten. Frankreich brachte dann einseitig eine Digitalbesteuerung auf den Weg, und im

Rahmen der OECD ist schliesslich ein riesiges Durcheinander entstanden in der Frage, welche Leistungen genau am Ort des Umsatzes zu besteuern seien.

Länder mit grossen Absatzmärkten und vielen Importen – man nennt sie Marktländer – bekamen Appetit auf zusätzliches Geld von Firmen, die auf ihrem Gebiet Umsatz machen. Diese Marktländer wollen nun neue Besteuerungsbefugnisse und sagen: Das ist jetzt die Prämie für den Zugang zu unserem Markt.

Verlierer wären Länder mit starken Produktions- und Exportindustrien und kleinen Inland-Absatzmärkten, so die Schweiz. Im Extremfall müssten hiesige Pharmaunternehmen oder Maschinenbauer plötzlich im

ten Digitalsteuerfrage, da geht es darum, für die Steuersätze international eine Untergrenze festzulegen. Hauptmotiv für Biden, Yellen wie auch für die OECD: Ausschaltung des internationalen Steuerwettbewerbs. Bei den Mindeststeuern ist auch Deutschland ein militanter Verfechter von Untergrenzen, da es als Steuerhölle mit Sätzen von 30 Prozent auch die andern Länder unattraktiv machen möchte.

Druck auf ein Ergebnis

Für Länder wie die Schweiz ist die Mindeststeuer die gefährlichere Front als die erste Säule, denn in einem solchen Regime hat ein Land mit niedrigem Steuerniveau kaum Spielraum, sich eine wettbewerbsfähige Stellung zu erarbeiten. Die Fachleute des Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmens KPMG schreiben denn auch: «Bei der internationalen Unternehmensbesteuerung bahnt sich eine Neuordnung an, die die Schweiz empfindlich treffen könnte.» Umso mehr gelte es, auch andere Standortfaktoren sorgfältig zu pflegen.

Laut den Aufstellungen von KPMG liegt der durchschnittliche ordentliche Gewinnsteuersatz in der Schweiz bei 14,9 Prozent, also deutlich unter den Vorstellungen von Yellen. Den niedrigsten Kantonsatz weist Zug aus mit 11,9

Es gibt so viele offene Fragen, dass es für Beobachter erstaunlich wäre, wenn eine Einigung gelänge.

Prozent. Die teuersten Kantone sind Zürich (19,7 Prozent) und Bern (21 Prozent). Im vergangenen Jahr hatte es danach ausgesehen, dass eine Mindeststeuer bei vielleicht knapp 10 Prozent liegen könnte, was die Schweiz vorläufig nicht direkt berührt hätte. Angesichts der Zugriffslust Bidens könnten nun auch 12 oder gar 15 Prozent in die Diskussion kommen.

Wie geht es im OECD-Zirkus weiter? Ende Juni wollen die Verantwortlichen eine Einigung über Lösungen zu den Pfeilern eins (Verteilung der Besteuerung) und zwei (Mindeststeuern) erzielen. Es gibt so zahlreiche offene Fragen, dass es für viele Beobachter erstaunlich wäre, wenn eine Einigung gelänge. Immerhin ist die OECD immer noch ein Klub, der auf Einstimmigkeit beruht. Neben der Schweiz gibt es weitere Länder mit bescheidenerem Steuerniveau, darunter osteuropäische oder auch Irland, daneben starke wie Hongkong und Singapur, die sich wehren – wenn auch nicht mit Voll-Veto-Power. Andere Beobachter geben zu bedenken, dass die OECD mehr oder weniger als Vollstrecker der Vorgaben der G-7, der G-20 und nun wieder der USA gilt, so dass der Druck gross sei, Mitte Jahr ein irgendwie herbeigewürgtes Ergebnis vorzulegen.



Ausland Steuern auf ihre dortigen Umsätze zahlen, dies auf Kosten der Schweizer Staatskasse. Vorläufig sind im OECD-Hickhack neben den Digitalfirmen eher die Konsumgüterindustrien im weiteren Sinn im Gespräch, während der Finanz- oder der Rohstoffsektor weniger im Fokus stehen; auch Pharmaprodukte weniger, die eher Medizinanwendungen sind als Konsumgüter. Allgemein müssen sich wohl eher die grösseren Unternehmen auf den neuartigen Zugriff gefasst machen, da diese administrativ leichter zu erfassen sind. Die gut 130 Länder haben sich im Streit über das Steuersubstrat mittlerweile ziemlich verheddert.

Handfester geht es bei den Debatten über die sogenannte zweite Säule der OECD-Kampagne zu: bei der Suche nach einer global einheitlichen Mindeststeuer für Unternehmen. Der Eingriff ist einfacher als bei der ziselier-

Dubai laufen die Prinzessinnen davon

Jedes Jahr strömen Millionen von Touristen ins Shopping-Paradies am Arabischen Golf. Warum nehmen seine privilegiertesten Töchter Reissaus?

Pierre Heumann

Eigentlich werden sie für ein Leben hinter den Kulissen erzogen. Doch Dubais Prinzessinnen sorgen immer wieder für Schlagzeilen. Derzeit ist es Scheicha Latifa, Tochter des Herrschers von Dubai, Mohammed bin Raschid al-Maktum. Menschenrechtler der Uno schlagen Alarm. Latifa ist seit Jahren verschwunden. Im Februar gab es ein Lebenszeichen: In einem Video erklärte die 35-Jährige, sie werde in ihrer Heimatstadt in einer Villa gefangen gehalten und fürchte um ihr Leben.

Die Prinzessin lebe ohne Aussenkontakte. Obwohl sie lediglich ein paar Meter vom Strand entfernt ist, sehe sie praktisch nie das Sonnenlicht. Ihre Bewegungsfreiheit sei massiv eingeschränkt. Sie werde rund um die Uhr von Bewachern kontrolliert, dürfe sich nicht hinter Steuer setzen. «Ich kann nichts entscheiden, was mein Leben betrifft.» Zudem misshandle sie ihr Vater, flüstert sie auf einem Videoclip, den sie im Badezimmer aufgenommen hat – «weil das der einzige Raum ist, den ich abschliessen kann».

Einzelhaft und Folter

Uno-Vertreter forderten im April dringend Beweise, dass Latifa gesund und wohlauf sei, und verlangten ihre Freilassung. Doch Scheich Mohammed lässt die Menschenrechtler ins Leere laufen. Auch wenn er am World Economic Forum in Davos gerne als liberaler und welt-offener Staatsmann auftritt: In seiner Familie setzt er drakonische Regeln durch.

Latifa hatte bereits als Teenagerin und dann nochmals vor drei Jahren versucht, aus dem Stadtstaat zu flüchten, um sich der Kontrolle des Vaters zu entziehen und im Westen ein neues Leben in Freiheit zu beginnen, das ihr in ihrer Heimat verwehrt wurde.

Doch Latifa, die auf einer Jacht entkommen wollte, hatte keine Chance. Ein indisches Kommando griff das Schiff vor der indischen Küste auf und lieferte die Prinzessin samt ihren Fluchthelfern an die Sicherheitskräfte der Emirate aus. Vierzig Monate lange war sie nach gescheiterter Flucht im Gefängnis. In Einzelhaft, wie sie in einer Videobotschaft betont, und sie werde gefoltert. Seit ihrer Entlassung wurde die



Affäre mit dem Leibwächter?
Scheicha Haya mit Tochter Al Jalila.

Prinzessin in der Öffentlichkeit bloss einmal, und nur kurz, gesehen.

In Latifas Fluchtgeschichte gibt es einige Ungereimtheiten. Je nachdem, wen man fragt, ist sie entweder das bedauernswerte Geschöpf eines brutalen Vaters – oder aber der Ausbruch aus dem goldenen Käfig wurde mit der Absicht inszeniert, den Herrscher Dubais zu erpressen. Letzteres wird nicht nur vom Hof behauptet. Laut Gerüchten sollen der Kapitän des Schiffs und dessen Team für Latifa ein Lösegeld von 100 Millionen Dollar gefordert haben. Eine Aussage der Ex-Frau des französischen Fluchthelfers stützt die Version eines Erpressungsversuchs.

Merkwürdig ist zudem, dass Latifa aus dem Stadtstaat Dubai fliehen konnte, wo 35 000 Kameras installiert sind und praktisch jede Bewegung registriert wird. Verdächtige Personen – und das war Latifa nach ihrem ersten Fluchtversuch bestimmt – werden besonders streng überwacht. Zweifel sind auch an der Behauptung Latifas angebracht, sie sei gefoltert worden. Arabische Adlige würden ihre Kinder nicht körperlich misshandeln, zitierte *Vanity Fair* eine Kennerin der Region. So habe Scheich Mohammed seinen Sohn, dessen wilde Partys

berüchtigt waren, bestraft, indem er ihn bei der Regelung der Nachfolge übergangen und stattdessen den jüngeren Bruder berücksichtigt habe. Bei Frauen werden die Standards der orientalischen Moral besonders hochgehalten, weil sie für die Ehre der Familie stehen.

Vor Latifas Fluchtversuch hatte bereits ihre ältere Schwester Shamsa das Weite gesucht. Doch Shamsas Sehnsucht nach Freiheit wurde im Auftrag ihres Vaters jäh unterbunden. Seither hat man nichts mehr von ihr gehört.

Teures Hobby

Auch Haya, die offizielle Ehefrau von Scheich Mohammed, floh in den Westen, angeblich, weil sie sich in Dubai eingengt gefühlt hatte. Das klingt plausibel. Denn die Tochter des jordanischen Königs Hussein war in Amman in einem Umfeld aufgewachsen, in dem – wie in Grossbritannien – Prinzessinnen öffentliche Ämter übernehmen, zum Beispiel in Wohlfahrtsstiftungen. In Dubai sind solche Engagements indessen verpönt. Im innersten Zirkel der Macht gelten konservative Regeln. Deshalb hat Haya Dubai möglicherweise auch zum Schutz ihrer beiden Kinder verlassen.

Die Klatschpresse nennt einen weiteren Grund für Hayas Flucht: Die sechste und jüngste Ehefrau des Herrschers soll während zweier Jahre eine Affäre mit ihrem britischen Leibwächter gehabt haben. Zum Zeitpunkt, als sich Haya absetzte, verfasste Scheich Mohammed ein Gedicht, das darauf hinweist. Ohne den Namen der besungenen Frau zu nennen, schrieb er: «O du, die du das kostbarste Vertrauen verraten hast/Mein Kummer verriet dein Spiel.»

Jetzt wird «Mo», wie der Herrscher in Dubai genannt wird, nicht nur von Menschenrechtlern ins Visier genommen. Im Pferderennsport, seinem teuren Hobby, muss er sich kritische Fragen gefallen lassen. Ende April reichte eine Gruppe von Juristen und Studenten der University of Louisville bei der Kentucky Horse Racing Commission eine Klage ein, die verlangt, dass der Scheich und sein Spitzenpferd beim Derby – dem grössten in den USA – gesperrt werden sollten. Zumindest bis Latifa wieder frei ist.

Preis der Ehre

Was passiert, wenn Journalisten Mist schreiben? Sie werden mit einem Journalistenpreis geehrt.



Die Story ist mit Sicherheit eine der grösseren Ferkeleien der jüngeren Schweizer Mediengeschichte. Verbrochen haben sie die drei Journalisten Sylvia Revello, Célia Héron und Boris Busslinger.

Letzte Woche wurde das Trio für seine Ferkelei mit dem Swiss Press Award ausgezeichnet. Es ist der höchstdotierte Journalistenpreis des Landes.

Dazu kurz die Geschichte der Ferkelei. Ende Oktober 2020 lancierten die Journalisten Revello, Héron und Busslinger im Ringier-Blatt *Le Temps* einen Frontalangriff auf ihren Berufskollegen Darius Rochebin. Rochebin ist der prominenteste Medienmann der Romandie. Über zwanzig Jahre lang moderierte er beim Westschweizer Fernsehen (RTS) die «Tageschau».

«RTS, Darius Rochebin und das Gesetz des Schweigens», lautete der Titel der Story in *Le Temps*. Die drei Journalisten warfen ihm sexuelle Belästigung von Mitarbeitern vor. Er sei «erwischt» worden, hiess es in apodiktischer Vorverurteilung.

Es war Skandaljournalismus wie aus dem Bilderbuch. Der Artikel deckte die ganze Frontpage ab und war dann volle fünf Seiten lang. Der Name des Sexualtäters Rochebin wurde in der Story 66-mal genannt.

Blöd nur: Nichts davon war wahr. Eine externe Untersuchung, im Auftrag der SRG, wusch Rochebin weiss wie Schnee. Vom Vorwurf der sexuellen Belästigung wurde er vollumfänglich entlastet.

Nun hätte man erwarten können, dass sich die Medienbranche von *Le Temps* distanziert,

weil das Lügenblatt den Ruf des Journalismus in den Schmutz gezogen hatte. Das Gegenteil geschah. Die drei Schreibtischtäter bekamen den Journalistenpreis.

Wir sind damit bei einem ebenso eigentümlichen wie ehernen Gesetz der Medien angelangt. Es lautet: Wenn ein Journalist lügt, Tatsachen verdreht oder sonstigen Mist schreibt, ist eines so gut wie sicher – der Journalist wird mit einem Journalistenpreis geehrt.

Das historische Beispiel dieser Tradition stammt aus dem Jahr 1988. Unter dem Titel «Drogenmilliarden gewaschen» attackierte der *Tages-Anzeiger* die Firma Shakarchi Trading. In deren Verwaltungsrat sass Hans W. Kopp, der Ehemann der ersten Bundesrätin. Die drei Journalisten Beat Allenbach, Hansjörg Utz und Rolf Wespe erhielten dafür den Zürcher Journalistenpreis.

Die Story war falsch. Der *Tages-Anzeiger* entschuldigte sich später für den Vorwurf der Geldwäscherei. Aber am Ende von Elisabeth Kopp, die in diesem Zusammenhang zurücktreten musste, änderte der Kniefall der Zeitung nichts mehr.

Es gibt unzählige ähnliche Beispiele, bei denen sogenannte Enthüllungen erstunken und erlogen waren, ihre Urheber aber mit Pokalen überhäuft wurden. Der spektakulärste Fall der letzten Jahre war *Spiegel*-Reporter Claas Relotius, der insgesamt neunzehn Journalistenpreise einstrich, darunter auch den Schweizer Medienpreis für junge Journalisten. Seine gekrönten Storys, wie man heute weiss, hatte er sich voll aus den Fingern gesogen.

Ein bekanntes Schweizer Beispiel lieferten Daniel Hug und Charlotte Jacquemart von der *NZZ am Sonntag*. Sie unterstellten dem Banker Thomas Matter einen Pensionskassenbetrug und gewannen damit den Zürcher Journalistenpreis. Matter musste gehen, die Story erwies sich danach als frei erfunden, und der *NZZ*-Verlag entschuldigte sich.

Blick-Journalist Christoph Lenz wiederum drehte Bundesrat Guy Parmelin einen «Bauland-Skandal» an, weil der seinen Bruder mit Steuerprivilegien versorgt haben sollte. Lenz wurde mit den Swiss Press Award ausgezeichnet, dann wurde Parmelin von der Geschäftsprüfungskommission entlastet, und die Story war nur noch heisse Luft.

Der Fall Darius Rochebin vs. *Le Temps* ist noch nicht ausgestanden. Der Journalist hat die Zeitung verklagt. Er hat gute Chancen, weil er echte berufliche Nachteile geltend machen kann. Rochebin hatte kurz vor Erscheinen der Skandalstory zum französischen TV-Sender LCI gewechselt. Dort hatte er sechs Monate lang Berufsverbot, bis er nun, reingewaschen, wieder am Bildschirm erscheinen durfte.

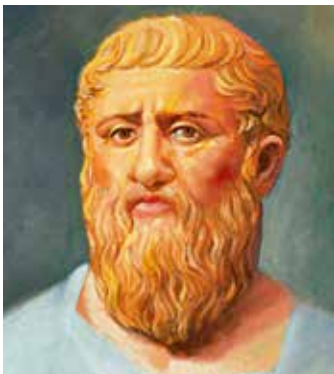
Rochebin kann mit einem hübschen Schadenersatz rechnen. Wie gut seine Aussichten sind, zeigte sich schnell. Drei Tage nachdem die Fake News in *Le Temps* erschienen waren, verkaufte Ringier das Blatt an die Westschweizer Stiftung Aventinus. Im Verkaufsvertrag gibt es eine Rochebin-Passage. Sie regelt im Detail, wie viel Ringier und wie viel der neue Besitzer an den TV-Moderator zu zahlen hat.

Falls er den Prozess gewinnt.

Vor diesen Denkern wird gewarnt

Während der Vergiftung der Böden unsere ganze Aufmerksamkeit gilt, bleibt die Vergiftung des Geistes durch falsche Autoritäten unbehelligt.

Christoph Mörgeli



Vorbild für Utopisten:
Platon (ca. 428–348 v. Chr.).

Platon – Der altgriechische Philosoph und Sokrates-Schüler hat in seiner Staatstheorie die «soziale Gerechtigkeit» verwirklichen wollen – mit entsetzlichen Konsequenzen. Mit «Politeia», seinem Hauptwerk über den «Idealstaat», wurde Platon zum Vordenker zahlreicher späterer verhängnisvoller Utopisten. Die Bürger sind für den Staat da, nicht umgekehrt. Neugeborene Kinder werden den Eltern entzogen und im Hinblick auf ihre Aufgabe im Staat erzogen, Verwandtschaft soll es nicht geben. Auch die Fortpflanzung ist letztlich Staatsaufgabe; unerwünschte und erst recht behinderte Säuglinge werden ausgesetzt. Eine scharfe Zensur verhindert das «falsche» Denken oder verderbliche Lektüre. Doch am besten hätte Platon seine geistigen Ergüsse gleich selber verboten. Selbstverständlich herrscht kommunistische Gütergemeinschaft. Die «Besten» sollen regieren, und das sind selbstverständlich die tugendhaften Philosophen. Diese «Wissenden» nehmen für sich die Kompetenz in Anspruch, die Gesellschaft zum Guten zu zwingen. Leider haben im 20. Jahrhundert nur allzu viele Diktatoren Platons Staatsideen nachgeeeifert – bis hin zum Massenmord. Sie waren die Feinde einer demokratischen, freien, marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft. Auch heutzutage eifern herrschsüchtige Experten Platon nach, indem sie sich absolutes Wissen über Gesundheit oder Klima anmassen und die Menschheit zum Guten steuern wollen. Doch Platon und seine Staats-

lehre eignen sich höchstens zum Schreckensbild des Totalitarismus, der Inhumanität und des Verlusts der Menschenwürde. Denn ein Staat, der die absolute Gerechtigkeit unter den Bürgern verwirklichen will, kann dieses Ziel nur durch absolute Knechtschaft des Individuums erreichen.



Busse, Strafe, Unterwerfung:
Luther (1483–1546).

Martin Luther – Der Ex-Mönch ist zwar dem Augustinerkloster entlaufen, doch bleibt er ein Kind des «finsternen» Mittelalters. Zwar erkennt der Reformator in der Bibel die frohe Botschaft, dass Christus sein Leben für die Sünden der Menschen geopfert und die Rechnung mit Gott beglichen hat. Doch hat Luther die Gläubigen deswegen befreit? Mitnichten. Sünde, Busse, Strafe und Unterwerfung bleiben im Konzept des religiösen Fundamentalisten zentral. Die Angst bleibt ständiger Lebensbegleiter. Als «Fürstensknecht» unterwirft Luther sich und seine Anhänger den jeweiligen Landesherren und schafft den Grundstein des deutschen Obrigkeitsstaates («Der Pöbel will mit Gewalt regiert sein»). Die Vernunft sei «die höchste Hur, die der Teufel hat». Luther glaubte ans Hexenwesen und verlangte, dass «Zauberinnen» getötet würden, denn sie seien Diebe, Ehebrecher, Räuber und Mörder. Kaum günstiger lautet sein Verdikt über die Frauen ganz allgemein. Dazu gab er sich als unerträglicher deutscher Nationalist, der alles «Welsche» verachtete. Sein Antijudaismus hat die westliche

Zivilisation über Jahrhunderte vergiftet: Luther wollte die Juden «niederstrecken» und mit dem Schwert «durchbohren», ihre Synagogen, Schulen und Häuser anzünden und ihnen bei Todesstrafe verbieten, öffentlich zu Gott zu beten. Der ökonomische Unverstand des Wittenbergers schreit zum Himmel – auch dieser genährt von Judenhass: Sowohl die freie Preisbildung am Markt wie die Vergabe von Krediten sind für ihn Teufelszeug. Leider wirkt diese «Wirtschaftsethik» bis heute nach. Da kann es kaum wundern, dass Nazi-Hetzer Julius Streicher vor den Schranken des Nürnberger Gerichts behaupten konnte: «Doktor Martin Luther sässe heute sicher an meiner Stelle auf der Anklagebank.»



Tyrannischer Anspruch:
Hegel (1770–1831).

Georg Wilhelm Friedrich Hegel – Der Einfluss dieses wirkungsmächtigen Philosophen reicht bis in die Gegenwart. Hegel erhebt den tyrannischen Anspruch, die gesamte Wirklichkeit in all ihren Erscheinungsformen endgültig gedeutet und enträtselt zu haben. Doch der von Hegel zur Blüte gebrachte «Idealismus» ist hochproblematisch: Der Glaube, dass die Idee das Höhere sei, dem sich die Wirklichkeit zu beugen habe, hat viel Unglück in die Welt gebracht. Denn Realisten wissen, dass sich die Wirklichkeits- und Welterfahrung in vielerlei Hinsicht zwingend begründen lässt. Die «Naturphilosophie» hat den wissenschaftlichen Fortschritt

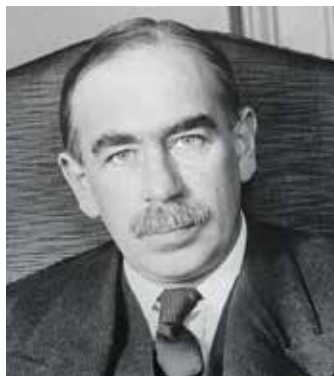
massiv zurückgeworfen, indem Hegel Naturerscheinungen abschliessend erklärt, von denen er keine Ahnung hat. Dazu kommt, dass sein Gedankengebäude Kritik und andere Auffassungen nicht zulässt. Mit seiner undeutlichen, verschwommenen Sprache verdunkelt Hegel die Köpfe, statt sie zu erhellen; seine Anhänger beurteilen dies aber als besonders tiefgründig. Der Staat hat für ihn eine gottgleiche Funktion; nur machtvolle Fürsten und Regenten können das Beste für das Allgemeinwohl erzwingen. Weil Hegels Philosophie im Grunde Theologie ist, geht es ihm einzig darum, Gott zu begreifen – Karl Barth widerlegt später dieses menschliche Streben als vergebliche Mühe. Hegels Vorstellungen einer absoluten Staatsmacht – gegen die Freiheit und die Mündigkeit der Bürger – prägen das Zeitalter Bismarcks und ermöglichen dessen obrigkeitstaatliche und militaristische Auswüchse. Karl Marx und auch noch die Nazis übernehmen Hegels Behauptung, die Geschichte sei ein logisch ablaufender Prozess. Weil man sich mit diesem verbunden glaubt, scheint dann prompt jegliche Vernichtung der Gegner erlaubt.



Überbordende Fantasie:
Freud (1856–1939).

Sigmund Freud – Zwei verhängnisvolle Persönlichkeiten haben mit ihrer Ideologie das 20. Jahrhundert kontaminiert, nämlich der heilige Marx und der heilige Freud. Dabei wäre Sigmund Freud in Wien ein ganz brauchbarer Allgemeinarzt geworden. Doch er will unbedingt berühmt werden und muss Geld verdienen. Also erdenkt er sich Folgendes: Psychische Probleme sind nichts anderes als das Ergebnis unbewusster Konflikte aus längst zurückliegenden Ereignissen hauptsächlich sexueller Natur. Es bedarf schon Freuds überbordender Fantasie, um alle möglichen seelischen Belastungen auf das Geschlechtsleben der Eltern zurückzuführen. Doch Freuds kunstvolle Heiltechnik zeigt den Psychiatern einen ungemein bequemen Weg aus der undankbaren Tätigkeit von Anstaltsärzten, die sich mit schweren Formen von Geisteskranken und mit Zwangsmassnahmen herum-schlagen müssen. Fortan zergliedern die Seelenärzte die Psyche in der Privatpraxis mit Couch

und Stuhl. Jetzt empfangen die Freudianer in der guten Stube mehr oder weniger gesunde Klienten im Stundentakt – und dürfen der meist gutgestellten Kundschaft saftige Rechnungen präsentieren. Für den gehobenen Mittelstand, zumal in den USA, verspricht Freuds Psychoanalyse einen erleichternden psychohygienischen Akt, sei es für gestresste Manager oder gelangweilte Hausfrauen. Für Menschen mit schweren psychischen Beeinträchtigungen bleibt Freuds therapeutisch ungesichertes, intellektuell spekulatives Verfahren freilich ungeeignet. Inzwischen hat eine biologisch orientierte Hirnforschung die einst gefeierte Psychoanalyse in den Bankrott getrieben. Psychische Krankheiten sind nämlich genetisch beeinflusste Störungen der Hirnchemie, die sich medikamentös behandeln lassen.



Auf Kosten der Zukunft:
Keynes (1883–1946).

John Maynard Keynes – Das einflussreiche ökonomische Lehrgebäude des Briten Keynes verwirrt heute den demokratischen Präsidenten Joe Biden, der viele Billionen Dollar über seine Landsleute ausgiessen will. Geprägt von der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre, propagiert der Keynesianismus einen wirtschaftspolitisch starken Staat, der antizyklisch zum Konjunkturzyklus in die Marktwirtschaft eingreift, um wirtschaftliche Stabilität und Vollbeschäftigung zu erreichen. Weil Kritiker seine Methoden als nicht nachhaltig entlarven, meint Keynes: «Langfristig gesehen sind wir alle tot.» Dies belegt den Immoralismus seiner Massnahmen, sind doch nur jene Gesellschaften erfolgreich, welche für Kinder und Kindeskindern sorgen, die sie vielleicht nie zu Gesicht bekommen. Keynesianer hingegen vergreifen sich an der Kreditkarte ihrer Nachkommen, um die Gegenwart auf Kosten der Zukunft zu finanzieren. Das Morgen wird unbedenklich dem Heute geopfert; Keynes Ratschläge lassen sich nur mittels Kapitalaufzehrung durchsetzen – solange es noch etwas aufzuzehren gibt. Doch staatliche Arbeitsbeschaffung oder hohe Vermögens- und Einkommenssteuern schaden, weil das aufgewendete Kapital an anderen Stellen der Volkswirtschaft fehlt, wo es grösseren Nutzen stiften würde. Keynes Lehre ist populis-

tisch und darum unverändert populär. Sie hat die Inflation gesellschaftsfähig gemacht, denn diese ist immer das letzte Wort des Interventionismus. Keynes verhöhnt das Sparen, was ihn persönlich nicht daran hindert, ein grosses Vermögen zusammenzuspekulieren. Der Blender und Gaukler lässt nichts unversucht, um seiner Zeit einen Inflationsdrall zu geben und den Glauben der Menschen an die freie Wirtschaft zu untergraben.



Schiefes Gedankenkonstrukt:
Foucault (1926–1984).

Michel Foucault – Seit kurzem wird darüber debattiert, ob die französische Lichtgestalt der «Postmoderne» Ende der 1960er Jahre in Nordafrika junge Knaben missbraucht hat. Sicher ist, dass der in verschiedenerlei Hinsicht völlig amoralische Foucault die Köpfe von zwei Generationen von Geisteswissenschaftlern benebelt hat. Dabei sind seine Denkfiguren abstrus, seine Sprachbilder diffus, seine historischen Analysen grotesk. Und dass sich der Achtundsechziger gerade den Maoisten anschliesst, zeugt von kaum zu überbietender politischer Verantwortungslosigkeit. Doch die Begriffe «Disziplinargesellschaft», «Diskursanalyse», «Archäologie», «Genealogie» oder «Biopolitik» bleiben allgegenwärtig. Foucaults Sozialdisziplinierung geschieht durch Machttechniken, die auf den Körper zielen («Einkörperung»). Überall wuchern bei Foucault Machtausübung und Durchsetzung von Herrschaftsinteressen aufgrund von wissenschaftlicher Professionalisierung, Kapitalismus und Patriarchat. Dass die Gefängnisse, Spitäler und psychiatrischen Kliniken, ebenso die Kasernen, Fabriken und Schulen im Lauf der Zeit entschieden humanisiert wurden, schiebt Foucault beiseite. Überdies ist die Zahl von Krankbetten, Gefängniszellen, selbst Schulzimmern im Vergleich zur Gesamtbevölkerung noch im 19. Jahrhundert viel zu gering, um die von ihm beschriebene Disziplinarleistung erbringen zu können. Nach Foucaults schieferm Gedankenkonstrukt hätten sich alle westlichen Staaten zum Totalitarismus entwickeln müssen. Es stellt dem Heute ein schlechtes Zeugnis aus, dass dieser intellektuell unredliche Rattenfänger von gestern noch immer eine tragende Rolle spielt.

«Amerika ist kein rassistisches Land»

Mit einem Satz entlarvte der schwarze Senator Tim Scott die Heuchelei der amerikanischen Linken.

Urs Gehriger

Tim Scott hat Ausgrenzung am eigenen Leib erfahren. Aufgewachsen im Südstaat South Carolina, hat man ihm hin und wieder das N-Wort nachgerufen. Hat ihn grundlos Routinekontrollen unterzogen oder ihn in Geschäften beobachtet, während er einkaufte. Doch er war stets überzeugt, dass Intoleranz die Ausnahme, Offenheit und Herzlichkeit die Regel sind. Dass alle Amerikaner, egal, welcher Hautfarbe, ihr eigenes Glück schmieden können, wenn sie es mit Ehrgeiz, Fleiss und Redlichkeit tun.

Und so war es für den schwarzen Senator Tim Scott, 55, eine grosse Ehre, als er von seiner Partei, den Republikanern, auserwählt wurde, die traditionelle «Erwiderungsrede» auf Joe Bidens Rede an die Nation zu halten. Scott tat es mit einer aufbauenden Ansprache, voller Hoffnung und Zuversicht. Und beissender Kritik an Präsident Biden. Punkt für Punkt zerpfückte er dessen linke Agenda, ehe er zum Paukenschlag ausholte.

Scott warf dem Präsidenten vor, er missbrauche die Rassenfrage, um das Land weiter zu spalten. Mit fester Stimme widersprach er Bidens mantraartiger Behauptung, die Nation leide an «systemischem Rassismus»: «Hören Sie mir genau zu: Amerika ist kein rassistisches Land.»

Ode an das Land

Es war ein eindrücklicher Auftritt, den selbst die linken Medien nicht ausblenden konnten. Da stand ein schwarzer Mann aus bescheidenen Verhältnissen vor der ganzen Nation als lebender Beweis dafür, dass der American Dream allen offensteht. Scott erzählte aus seiner Kindheit. Wie er ohne Vater aufwuchs, oft der Verzweiflung nahe. Er erzählte von seinem Grossvater, der als Junge aus der Schule genommen wurde, um Baumwolle zu pflücken. Der das Lesen nie gelernt hatte und trotzdem jeden Morgen die Zeitung in der Hand hielt, um «ein gutes Vorbild zu sein».

Scotts Fünfzehn-Minuten-Rede gipfelte in einer bewegenden Ode an das Land der unbegrenzten Möglichkeiten: «Wir dürfen in dem

grossartigsten Land der Welt leben. Dem Land, in dem mein Grossvater in seinen 94 Jahren sah, wie seine Familie von den Baumwollplantagen in den Kongress aufstieg.»

«From cotton to Congress» – diese Parabel konnte ein linker Mob nicht stehenlassen. Zu sehr bricht Tom Scotts Biografie mit dem Narrativ der «systematisch» unterdrückten Schwarzen.



«Wir sind eine Familie»: Republikaner Scott.

Kaum war Scotts Rede verklungen, brach über dem Senator ein Shitstorm los. Tausende verunglimpften ihn in den sozialen Medien als «Stiefellecker», «Selbsthasser» und «Uncle Tim», in Anlehnung an den unterwürfigen Sklaven aus dem Roman «Onkel Toms Hütte». Der Kurznachrichtendienst Twitter, der Donald Trump und Tausende andere User gesperrt hat, liess die hetzerische Diffamierung «Uncle Tim» wild zirkulieren, bis er dem rassistischen Spuk nach zwölf Stunden endlich den Riegel schob.

Tim Scott reagierte gefasst, aber unmissverständlich. «Wie so oft kommt Intoleranz von der linken Seite [...] Es ist verblüffend, dass

diejenigen, die über die Beendigung von Diskriminierung sprechen, diese durch noch mehr Diskriminierung beenden wollen.»

Die Attacke gegen den schwarzen Senator offenbart die Heuchelei der Demokraten, die «weissen Rassismus» als grösste Gefahr im Staat hochstilisieren, aber schweigen, wenn Schwarze verunglimpft werden, die eine andere politische Meinung vertreten.

Aufsteigender Stern am Polit-Himmel

In seiner Rede entlarvte Tim Scott Bidens «Versöhnungs»-Gerede als «leere Plattitüden». «Nach drei Monaten reissen uns die Aktionen

Tausende verunglimpften Scott auf sozialen Medien als «Stiefellecker» und «Uncle Tim».

des Präsidenten und seiner Partei weiter auseinander.» Der Präsident versuche nicht einmal, auf die Republikaner zuzugehen. «Die Demokraten beschlossen den Alleingang. Sie verschleudern zwei Billionen Dollar für ein Budget, von dem das Weisse Haus prahlt, es sei der linke Gesetzesentwurf der amerikanischen Geschichte!»

Senator Scott ist ein aufsteigender Stern am Polit-Himmel Amerikas. Und die Linken scheuen keinen Effort, um ihn auszulöschen. Nach dem Mord an George Floyd letztes Jahr unterbreitete Scott eine umfassende Polizeireform. Die Demokraten wiesen sie kompromisslos zurück. Kurz vor seiner Rede letzte Woche versuchte die *Washington Post*, angebliche Ungereimtheiten in Scotts Familiengeschichte aufzudecken. Was kläglich scheiterte, wie das Blatt selber eingestehen musste.

Scott reagiert so, wie es die Demokraten am meisten irritiert. Entschlossen in der Sache, versöhnlich im Ton. «Unsere beste Zukunft wird nicht von Washingtoner Ränkeschmieden oder sozialistischen Träumen kommen. Sie kommt von euch – dem amerikanischen Volk. Schwarze, Latinos, Weisse und Asiaten. Republikaner und Demokraten. Wir sind eine Familie!»

Seid umschlungen, Millionen

Der HC Davos will nichts mehr von seinem Sponsor Peter Buser wissen. Das Geld des Zürcher Exzentrikers nehmen die Bündner trotzdem. Und verlangen noch mehr.

René Zeyer

Eishockey ist ein rauer Sport mit viel Körpereinsatz. Aber es gibt Regeln und Sanktionen. Stockschlag, Check von hinten, Beinstellen, Ellbogencheck, alles verboten.

Ausserhalb des Spielfelds geht's aber beim HC Davos noch rauer zu, da scheint alles erlaubt, und der Schiedsrichter schaut in die andere Richtung. Dabei hatte es ganz friedlich begonnen. Der HC Davos suchte händeringend einen neuen Sponsor, der Mäzen Peter Buser suchte eine Plattform, einen Multiplikator, um klassische Konzerte auf Weltniveau zu geben.

Sein Buser World Music Forum sollte der Veranstalter sein, die Besucher des Spengler Cup und des WEF sollten animiert werden, wie Buser selbst grosszügig solche Veranstaltungen zu unterstützen. Sport und Musik, harte Kerle und sanfte Geigen, eine schöne Mischung.

Die Hürden schienen klein und überwindbar. Für die zwei Anlässe im Jahr musste ein Konzerthaus vor das Stadion gestellt werden; der Stadtpräsident versprach, sich darum zu kümmern, kein Problem. Der VR-Präsident des HC Davos kümmerte sich um das Rechtliche. Gaudenz Domenig arbeitet als Rechtsanwalt bei Prager Dreifuss, da sollte so eine Vereinbarung ja kein Problem für ihn sein.

Schlagartig im Krieg

So hing Ende November 2019 der Himmel voller Geigen über Davos, als die neue Zusammenarbeit verkündet wurde. Buser war so animiert, dass er gleich mal über drei Millionen Franken überwies. Damit alles so schnell wie möglich in die Gänge kommt, denn er ist mit heute 84 nicht mehr der Jüngste.

Nach dieser Überweisung verwandelte sich das Zusammenspiel schlagartig in einen Krieg. Übertriebene Härte, unerlaubter Körperangriff, ganz allgemein unsportliches Verhalten des HC Davos. Denn dieses Sponsoring in der Gesamthöhe von über zwölf Millionen Franken in den nächsten acht Jahren war aufsehenerregend. Also meldete sich das «Sportpanorama» von SRF bei Buser und wollte unbedingt eine Homestory.



Letztes Angebot:
Musikliebhaber Buser.

Fatalerweise öffnete Buser arglos die Türe zu seiner Wohnung am Zürichberg. Es wurde gefilmt und gefilmt, schliesslich wurde er gebeten, noch ein paar Takte auf seinem Steinway zu spielen. Dabei setzte sich eine junge Begleiterin von ihm auf den Fussboden, da es in dieser Ecke schlichtweg keinen Platz für einen weiteren Stuhl hat.

Das war für das «Sportpanorama» die Gelegenheit für einen Check gegen den Kopf. Was das denn zu bedeuten habe, wieso die Frau auf dem Boden sitze, mischte sich das TV-Team nassforsch in Busers Privatleben ein. Der machte den Fehler, die Fähigkeit des Publikums, Ironie zu verstehen, grobfahrlässig zu überschätzen. Das sei früher seine Sklavin gewesen, inzwischen zur untergebenen Frau aufgestiegen, aber immer emanzipiert.

Das sagt man heutzutage nicht ungestraft. In bester Boulevard-Manier eilte die SRF-Equipe zum VRP des HC Davos, spielte ihm die Szene vor und fragte vor laufender Kamera, was er denn von diesem Benehmen seines Sponsors halte. «Schillernde Figur, extremer, als wir gedacht haben, bireweich», stammelte Domenig. Später fügte er noch hinzu, dass der HC Davos schliesslich keinen Vertrag mit einem Kinder-schänder abgeschlossen habe.

Aber der erwartungsgemäss hereinbrechende Shitstorm machte Domenig klar, dass er nicht mehr an seinem neuen Sponsor festhalten konnte. Zudem hatte sich der schon erkundigt, wieso nicht vereinbarungsgemäss das Logo seines Forums bereits errichtet worden sei. In der Vorweihnachtszeit stürzten sich die Medien auf diese Story. Exzentriker, Multimillionär, Hang zu deutlich jüngeren Begleiterinnen, dann auch noch Sexist – eine fette Geschichte.

Ohne die geringste Gegenleistung

Also beschloss Domenig, nach ein paar Ausflüchten einfach auf Tauchstation zu gehen. Das echauffierte Buser natürlich, und er erklärte das Sponsoring für beendet, bevor es überhaupt richtig begonnen hatte. Gleichzeitig wollte er seine Anzahlung von rund 3,4 Millionen Franken zurück. Treu und Glauben, der HC Davos hatte keinen Handschlag getan, um irgendeiner Verpflichtung aus dem Vertrag nachzugehen.

Aber da biss Buser auf Granit. Nach längerem Schweigen teilte ihm Domenig mit, dass der Vertrag immer noch gültig sei, das Geld werde selbstverständlich nicht zurückbezahlt; im Gegenteil, es wären dann noch die weiteren acht Millionen fällig.

Buser machte nun, anderthalb Jahre später, ein letztes Angebot zur Güte. Er werde dem HC Davos eine Million schenken, wenn man ihm dafür endlich die restlichen 2,4 Millionen zurücküberweise. Frist bis 10. Mai. Immerhin eine ganze Million für nichts, für Nichtstun.

Die Antwort steht aus. Natürlich haben wir VRP Domenig Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben; gleich zwei Mal. Er antwortete auch ausführlich, mehr als ausführlich. Aber dann schrieb er am Ende seiner zweiten, seitenlangen Antwort: «Ich erlaube Ihnen nicht, direkte oder indirekte Zitate aus meinen schriftlichen Stellungnahmen zu verwenden.»

Eine der Fragen lautete, ob er es abseits von allen juristischen Kniffen für anständig und mit Treu und Glauben vereinbar halte, ohne die geringste Gegenleistung über drei Millionen Franken einbehalten zu wollen.

«Jeder Tag ein kleines Abenteuer»

Sein Restaurant in New York galt als das beste der Welt. Vor einem Jahr musste der Aargauer Koch Daniel Humm sein Lebenswerk coronabedingt schliessen. Jetzt erfindet er sich komplett neu.

David Schnapp

Es ist eine Nachricht, die in der zurzeit unter Lähmungserscheinungen leidenden Gastronomie für Aufsehen und Erstaunen sorgt. Der weltbekannte Schweizer Koch und Unternehmer Daniel Humm kündigt an, dass sein New Yorker Restaurant «Eleven Madison Park» (EMP) nach fünfzehn Monaten Lockdown am 10. Juni 2021 mit einem radikal neuen Konzept wieder öffnen und nur noch pflanzenbasierte Gerichte servieren wird.

In einer sehr persönlichen Stellungnahme schreibt Humm, in diesem Jahr habe sich nicht nur die Welt verändert, «auch wir selbst haben uns verändert». Das «Eleven Madison Park» gehört zu den bekanntesten *fine dining*-Lokalen überhaupt; 2017 wurde es von einer globalen Fachjury zum besten Restaurant der Welt gewählt, seit 2011 bewertet es der einflussreiche «Guide Michelin» mit drei Sternen. Es hat ausserdem die Höchstnote von vier Sternen im renommierten Rating der *New York Times*. Humm und sein Lokal wurden mit vielen weiteren Auszeichnungen bedacht.

Daniel Humm hat Gerichte wie die mit Honig und Lavendel glasierte Ente, den in Butter pochierten Maine-Hummer, den «New York Cheesecake» mit Kaviar oder das Dessert «Milk and Honey» zu Ikonen der zeitgenössischen Kulinariik gemacht. Aber das wiedereröffnete «EMP» wird, so schreibt Humm, «ein Menü servieren, bei dem wir keine tierischen Produkte verwenden – jedes Gericht wird aus Früchten, Gemüse, Getreide und vielen Zutaten mehr gekocht».

Intensives, aufwühlendes Jahr

Es ist ein grosses Risiko, welches der 2003 in die USA ausgewanderte Humm eingeht. Noch nie in der Geschichte der gehobenen Gastronomie hat ein Restaurant einen so weitreichenden Kurswechsel vollzogen. Nach dem Spanier Ferran Adrià, der in den neunziger Jahren im «El Bulli» an der Costa Brava als Erfinder der Molekularküche Furore machte, nach René Redzepi, der ab dem Jahr 2003 im «Noma» in Kopenhagen das Dogma der regionalen Zutaten etablierte, könnte der Schweizer Koch zu den bedeutendsten Erneuerern der modernen Haute Cuisine werden.

Dem radikalen Kurswechsel ist allerdings ein intensives, aufwühlendes Jahr vorangegangen, in dem Daniel Humm nicht immer wusste, ob sein Restaurant diese Krise überleben würde. Er musste einen Grossteil seiner über hundert Mitarbeiter entlassen und das Unternehmen komplett neu aufstellen. Humm begann in Zusammenarbeit mit der von ihm mitbegründeten Organisation Rethink Food schon früh im Lockdown 2020 Essen für Bedürftige New Yorker zu produzieren. Weit über eine Million Mahlzeiten wurden seither zubereitet und verteilt, mittlerweile fährt täglich der eigene Food-Truck des «Eleven Madison Park» durch die Millionenstadt, um Essen anzubieten.

«Ein neues Ökosystem» nennt Humm die Kombination aus pflanzenbasierter Haute Cuisine, Essensausgabe und einem neuen Heimliefer-service, auf dem sein Gastronomieunter-

«Es ist schlicht inakzeptabel, dass hier Leute Hunger haben, obwohl es genügend Essen für alle gäbe.»

nehmen künftig basieren soll. Mit der *Weltwoche* spricht er exklusiv darüber, wie es dazu kam. Warum er das Vertrauen hat, «neu zu erfinden, was feines Essen ausmacht». Und was ihm vorschwebt, wenn er sagt, dass «Luxus eine neue Bedeutung» erhalten müsse.

Weltwoche: Daniel Humm, im März 2020 hatten Sie Ihre ehemaligen Partner am Unternehmen ausbezahlt und waren bereit, das «Eleven Madison Park» in Ihrem Sinne in die Zukunft zu führen. Und dann kam der Corona-Lockdown ...

Daniel Humm: Das war ein Schock: New York wurde innert kürzester Zeit zum weltweiten Epizentrum dieser Pandemie. Aber als wir am 16. März 2020 die letzten Essen servierten, waren wir überzeugt, dass wir uns zwei Wochen später wieder sehen würden. Das damalige Team kam jedoch nie mehr zusammen. Ich habe bald realisiert, dass mir nichts anderes übrigbleibt, als die meisten Leute freizustellen.

Weltwoche: Warum war das so?

Humm: Zum einen, weil es in den USA so etwas wie Kurzarbeit nicht gibt. Und dann ist das Restaurantmodell unternehmerisch sehr fragil. Im Prinzip kaufen wir Produkte, bereiten daraus Essen zu, kassieren Geld dafür und bezahlen die Produkte dreissig Tage später. Fehlen die Einnahmen, funktioniert bald nichts mehr, dafür sind die Margen zu niedrig und die Reserven zu klein.

Weltwoche: Das «Eleven Madison Park» war eine weltbekannte gastronomische Topadresse New Yorks, ein Treffpunkt für Künstler, Musiker und andere Stars – und dann haben Sie im Frühling 2020 plötzlich Mahlzeiten für Bedürftige gekocht. Wie kam es dazu?

Humm: Die Krise in New York war dramatisch. Durch den Lockdown stieg die Zahl der Leute, die unter *food insecurity* leiden, innerhalb von vier Wochen von einer auf zwei Millionen Menschen. Das sind immerhin 20 Prozent der Einwohner New Yorks. Vor zwei Jahren schon habe ich mit einem Partner Rethink Food gegründet. Die Idee war zunächst, dass wir übriggebliebenes Essen aus Restaurants verteilen. Nun war ich ein Gastronom mit einer ungenutzten Küche, es gab unzählige Köche ohne Job und Bauern, denen niemand mehr ihre Produkte abkaufte. Ich habe nicht lange darüber nachgedacht und aus dem «Eleven Madison Park» eine Gemeinschaftsküche gemacht. Das hat unglaublich viel ausgelöst – bei mir selbst, aber auch in New York.

Weltwoche: Für wen kochen Sie, wenn Ihr eigener Food-Truck Mahlzeiten verteilt?

Humm: Das sind eben nicht einfach Obdachlose, die auf der Strasse leben, sondern Leute mit drei, vier Jobs, die jetzt plötzlich nur noch eine oder gar keine Arbeit mehr haben. Menschen mit Stolz, die auch nicht einfach so kostenlose Mahlzeiten entgegennehmen wollen. Durch die Auseinandersetzung mit dem Thema habe ich die Magie des Essens neu entdeckt. Essen ist ja im Grunde etwas Schönes, in der Regel verbinden wir damit positive Erinnerungen. Meine Mitarbeiter und ich haben New York neu kennengelernt und wissen heute mehr darüber, was in



«Ich musste meinem Leben eine andere Bedeutung geben»: Spitzenkoch Humm.

der Stadt passiert, die unsere Heimat ist. Und es ist schlicht inakzeptabel, dass hier Leute Hunger haben, obwohl es genügend Essen für alle gäbe.

Weltwoche: Warum war es Ihnen wichtig, die Magie des Essens neu zu entdecken?

Humm: Nachdem wir 2017 zum «World's Best Restaurant» gewählt worden waren und ich in der ganzen Welt herumflog, um an irgendwelchen Panels teilzunehmen, und überall wie ein Star behandelt wurde, bin ich in ein tiefes Loch gefallen. Ich musste meinem Leben eine andere Bedeutung geben.

Weltwoche: Sie haben in Ihrem Leben und in Ihrer Karriere immer wieder radikale Schnitte gemacht. Wie ordnen Sie den jetzigen Richtungswechsel ein?

Humm: Meine Stimme ist immer noch das Kochen, damit kann ich mich ausdrücken und darüber habe ich in meinem Leben sehr viel nachgedacht. Aber ich habe mich verändert und bin überzeugt, dass die Art, wie wir bisher Essen zubereitet und serviert haben, nicht nachhaltig ist. So können wir nicht weitermachen.

Weltwoche: Jetzt stellen Sie Ihr Restaurant auf eine konsequent pflanzenbasierte Küche

um. Sind die Gäste bereit, 335 Dollar für ein Menü ohne Fisch, Fleisch und Butter zu bezahlen?

Humm: Wir gehen ein Risiko ein, das ist klar. Und ich bin mir bewusst, dass ich viel aufs Spiel setze, nicht nur für mich selbst, sondern auch für meine Mitarbeiter und die Leute, die uns beliefern. Aber zu unseren Grundprinzipien gehörte immer schon die *endless reinvention*, die stetige Weiterentwicklung. Und wenn ich von diesem Grundsatz aufrichtig überzeugt bin, können wir nicht einfach weiter Foie gras und Kaviar servieren.

Weltwoche: Mit dem Kurswechsel verschwinden *signature dishes*, die jeder Feinschmecker kennt, von der Karte – warum so radikal?

Humm: Ich bin nicht gegen Fleisch, ich esse selbst nicht einmal konsequent vegetarisch. Für mich geht es darum, die Kreativität in diese Richtung zu lenken. Wir müssen weniger und bewusster Fleisch essen, das ist meine Überzeugung. Auch werden wir allgemein nicht umhinkommen, unseren Begriff von Luxus grundsätzlich zu hinter-

fragen. Und wir als Luxusanbieter im Bereich der gehobenen Küche müssen uns überlegen, was wir eigentlich tun.

Weltwoche: Worauf gründet Ihre Überzeugung?

Humm: Was wir als kulinarische Luxusprodukte ansehen, existiert ja so seit kaum hundert Jahren. Und sie verschwinden: In der Schweiz gab es ohnehin noch nie Steinbutt, Langustinen kommen mittlerweile aus Südafrika, der Stör für den Kaviar wird in China gezüchtet. Als Experte in Fragen des Essens kann man nicht einfach so tun, als ob das völlig normal wäre.

Weltwoche: Als Koch sind Sie mit der klassischen französischen Küche aufgewachsen, die auf der Basis tierischer Produkte entstanden ist. Können Sie sich davon so leicht lösen?

Humm: Wir mussten viel Arbeit investieren, um das zu schaffen. Zwanzig bis dreissig meiner Mitarbeiter haben diese Transition im Laufe der letzten zirka acht Monate vorbereitet. Wir haben uns etwa mit Hilfe zweier buddhistischer Mönche intensiv mit Shojin Ryori aus Japan beschäftigt, einer der ältesten Küchen der Welt. Sie ist die Basis der Kaiseki-Küche, und diese wiederum ist die Grundlage der Nouvelle Cuisine mit mehreren leichten Gängen.

Weltwoche: Wie erarbeitet man sich eine komplett neue Küche?

Humm: Wir wollten so viel wie möglich lernen. Wir arbeiten zum Beispiel mit einem Labor zusammen, das eine Bibliothek unterschiedlichster Fermentationskulturen aus aller Welt angelegt hat – vom koreanischen Kimchi bis zum japanischen Koji-Pilz, der die Basis für Sake ist. Zum «EMP» gehört jetzt auch eine Farm in Upstate New York. Wir haben uns verändert, wir haben geforscht, und wir haben ein neues Selbstverständnis unserer Arbeit entwickelt. Nicht gerüttelt haben wir aber an den Grundsätzen, an denen jedes unserer Gerichte ausgerichtet wird: Es muss köstlich, kreativ, intensiv und schön sein.

Weltwoche: Sie haben beispielsweise aus der Kombination von Milch und Honig ein ikonisches Dessert geschaffen, das letztlich auf Momente zurückgeht, die Sie als Junge mit Ihrer Mutter hatten. Ist es sinnvoll, wenn Sie sich mit Ihrem neuen Küchenstil von Ihren kulturellen Wurzeln entfernen?

Humm: Für mich geht es dabei um den kreativen Standpunkt. In meinem Restaurant «Davies and Brook» in London werden wir weiterhin klassische Küche servieren. Ich verliere so gesehen meine Wurzeln nicht. Im «Eleven Madison Park» wollten wir immer schon ein aussergewöhnliches Erlebnis kreieren und die Gäste überraschen. Die Vorgabe für diese Neuausrichtung war deshalb immer, dass wir pflanzenbasierte Gerichte nur servieren, wenn sie genauso gut und interessant sind wie zuvor ein Menü mit Ente und Hummer. Wäre



Es muss köstlich, kreativ, intensiv und schön sein: pflanzenbasiertes Humm-Menü.

uns das nicht gelungen, hätten wir es nicht gemacht.

Weltwoche: Das gute Produkt macht in einer Spitzenküche etwa 50 Prozent der Qualität eines Gerichts aus. Wie ist das jetzt bei Ihnen?

Humm: Zu den vielen Dingen, die wir im letzten Jahr gelernt haben, gehört die Erkenntnis, dass Zeit auch in der Küche etwas vom Wertvollsten überhaupt ist. Wir haben zum Beispiel gewisse Grundzutaten ausgemacht – Milch, Rahm, Butter, Parmesan oder Fischsauce – und haben überlegt, wie wir sie ersetzen können. Dabei haben wir entdeckt, dass fermentierte Mandelmilch wie Jogurt schmeckt. Früher haben wir den Jogurt gekauft, jetzt machen wir ihn halt selber. Was wir nicht machen, ist, Produkte zu verwenden, die etwa auf Basis von Pflanzenfasern Fleisch imitieren.

Weltwoche: Nochmals zurück zu den radikalen Schnitten in Ihrem Leben: Können Sie gar nicht anders, als mit äusserster Konsequenz ein Ziel zu verfolgen?

Humm: Mir macht das Freude, und es war schon immer so: Entweder ich mache es oder dann nicht. Mit vierzehn habe ich die Schule abgebrochen, weil ich immer Mühe hatte, Dinge zu lernen, die keinen praktischen Bezug zu meinem Leben hatten. Aber wenn mich etwas wirklich interessiert, will ich alles darüber wissen, dann höre ich nicht auf, bis ich alles gelernt habe, was es zu lernen gibt.

Weltwoche: Sie sind mit Künstlern, Unternehmern und Intellektuellen befreundet. Gibt es Menschen in Ihrem Umfeld, die Sie in Ihrer Neuausrichtung besonders inspiriert haben, oder war das ein Gedankenprozess, den Sie eher für sich vollzogen haben?

Humm: Alle diese Leute sind wichtig für mich, um zu sehen, wie sie mit Veränderung umgehen. Kunst ist inspirierend, weil sie etwas

schafft, was dann einfach da ist. Aber die letzten acht Monate hatte ich kaum noch Kontakt mit anderen Menschen – ausser mit meinem Team. Ich vertiefe mich extrem in eine Aufgabe, und das verstehen Künstler wiederum besser als andere. Deshalb sind das wohl auch gute Freunde von mir. Man muss Opfer bringen, wenn man etwas wirklich voranbringen will, und dazu war ich immer schon bereit.

Weltwoche: Lernen Sie eigentlich gerade nochmals neu kochen, oder wie muss ich mir das vorstellen?

Humm: Wer die Technik der Fermentation wirklich verstehen will, muss schon etwas ganz neu lernen. Jeder weiss, dass Sauerkraut durch Fermentation entsteht. Aber was dabei wirklich passiert, wissen nur wenige. Auch das tiefe Verständnis für Umami, diesen fünften Geschmack, der in den letzten zehn Jahren immer wichtiger wurde, war ein wichtiges

«Monotonie verträge ich nicht. Wenn es eintönig wird, muss ich etwas ändern.»

Element unserer Arbeit. Gleichzeitig sind die Faktoren, die einen perfekten Bissen in Bezug auf Geschmack und Textur ausmachen, immer noch die gleichen.

Weltwoche: Fonds ohne Fleisch und Knochen, Saucen ohne Butter, Desserts ohne Milch – wo liegen die grössten Herausforderungen einer pflanzenbasierten Küche auf höchstem Niveau?

Humm: Wir arbeiten mit sehr vielen verschiedenen Brühen. Es hat uns aber viel Arbeit gekostet, bis wir Hühnerfond und Dashi – unsere bisherigen Basisbrühen – ersetzen konnten. Für ein Gericht mit Pilzen und Algen haben wir 34 verschiedene Brühen angesetzt, bis wir zu-

frieden waren. Das Gericht heisst darum intern jetzt «Thirty-Four».

Weltwoche: Welches war das erste neue Gericht, mit dem Sie restlos zufrieden waren?

Humm: Zu Beginn des Menüs servieren wir einen Tomatentee, den es aber früher schon im «EMP» gab. Wir wissen, dass die Leute mit einer gewissen Skepsis zu uns kommen werden. Deshalb ist es wichtig, zu Beginn des Menüs Gerichte zu servieren, die einfach, natürlich, aber ausgesprochen wohlschmeckend sind. Wir wollen überhaupt anknüpfen an das, was schon war. Wir müssen den Gast abholen und auf einen Weg mitnehmen. Dafür müssen wir aber eine Vertrauensbasis schaffen. Das Brot beispielsweise, das immer schon sehr beliebt war, haben wir kaum verändert. Aber wir servieren jetzt eine Butter aus Sonnenblumenkernen dazu.

Weltwoche: Haben Sie ein Rezept, wie eine hervorragende pflanzenbasierte Küche gelingt?

Humm: Wir versuchen, an Erinnerungen anzuknüpfen. Indem wir zum Beispiel Okrasamen in Meerwasser kochen, entsteht eine Ahnung von Kaviar, ohne dass wir diesen Begriff verwenden. Oder wir räuchern Randen, backen sie dann in Klee und servieren sie mit Meerrettich und Senf. Das ruft Assoziationen zu einem bekannten Geschmack hervor, weil es an die Kombination von Wurst und Senf erinnert. Diesen Effekt erreichen wir auch mit einer Aubergine, die wir beizen, räuchern, fritieren, trocknen und backen – ein ziemlicher Aufwand. (Lacht)

Weltwoche: Welche Entdeckung in diesen acht Monaten von Versuch und Irrtum hat Sie selbst überrascht?

Humm: Es gab viele solche Momente, aber eine wichtige Entdeckung war zum Beispiel, dass Frittieren einem Produkt etwas verleiht, was eine tiefe Befriedigung auslöst. Wir backen zum Beispiel eine bestimmte Peperonisorte in Öl und servieren sie dann wie einen Taco mit Salatblättern, Rettich und verschiedenen Würzmitteln auf der Basis fermentierter Peperoni.

Weltwoche: Sie sind nicht der Typ Mensch, der Angst vor der Zukunft hat, aber haben Sie schlaflose Nächte?

Humm: Ja, die habe ich tatsächlich. Aber ich glaube, es lohnt sich, dieses Risiko einzugehen. Es wird immer Leute geben, die einen kritisieren. Trotzdem bin ich überzeugt, dass die Welt bereit ist für diese Art von Spitzenküche. Diese Überzeugung muss ich haben, sonst würde ich es ja nicht machen. Aber ob es wirklich so ist, weiss ich natürlich nicht.

Weltwoche: Was ist Ihr innerer Antrieb?

Humm: Wir sind nur kurz auf dieser Welt, und jeder Tag sollte ein kleines Abenteuer sein. Monotonie verträge ich nicht. Wenn es eintönig wird, muss ich etwas ändern. Ich bin sicher, dass ich in die richtige Richtung gehe. Ob es gelingt, ist gar nicht so wichtig. Mein Antrieb ist mein Instinkt, der mir sagt, dass ich das machen muss.

«Gute Schulden»

Regierungschef Mario Draghi glaubt an den steuernden Staat. Für die Italiener wird es gefährlich.

Matthias Rüb

Die Volksvertreter lagen Mario Draghi zu Füssen: Vier Fünftel der Parlamentarier befürworteten den Wiederaufbauplan zur Überwindung der Pandemiefolgen. Drei Tage darauf, pünktlich zum Stichtag am 30. April, hinterlegte die italienische Regierung ihren Plan in Brüssel. Auch die EU-Kommission wird Roms «Piano nazionale di ripresa e resilienza» (PNRR) durchwinken.

Das 248-Milliarden-Euro-Paket wurde in nur zehn Wochen geschnürt. Zuvor hatte die seit September 2019 amtierende Linkskoalition unter Regierungschef Giuseppe Conte monatelang an Entwürfen herumgedoktert. Dann brachte der frühere Ministerpräsident Matteo Renzi die orientierungslose Regierung zu Fall.

Noch nie gewählt

Mario Draghi, von 2011 bis 2019 Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), ritt als politischer Messias in Rom ein. Ausser den postfaschistischen Fratelli d'Italia unter der Führung von Giorgia Meloni schlossen sich alle massgeblichen Parteien der Koalition unter «Super-Mario» an. Die Wähler, seit der Parlamentswahl von 2018 zum zweiten Mal bei der Regierungsbildung nicht befragt, honorieren offenbar Melonis Prinzipientreue. Während Draghi in Umfragen um acht Punkte auf jetzt noch 53 Prozent Zustimmung abgesackt ist, liegt Meloni mit gut 40 Prozent auf dem zweiten Platz hinter dem Regierungschef, der in Italien gewohnheitsmässig die Beliebtheitsrangliste anführt. Melonis Partei liegt mit 18,3 Prozent einen Prozentpunkt hinter den Sozialdemokraten und vier hinter der führenden rechtsnationalistischen Lega von Matteo Salvini.

Die neue Koalition wird von einem 73 Jahre alten Regierungschef geführt, der sich in seiner langen Laufbahn als italienischer Spitzenfunktionär sowie als Notenbankchef Italiens und später der EU noch nie um ein politisches Amt beworben hat – und auch noch nie gewählt wurde. Ohne direkte Legitimation durch den Souverän hat der «Experte» Draghi mit dem PNRR nicht nur im Namen des italienischen

Volkes, sondern auch für die 26 übrigen EU-Staaten eine milliarden schwere Wette auf die Zukunft abgeschlossen. Mit geliehenem Geld soll die drittgrösste Volkswirtschaft der EU, nach zwei Jahrzehnten faktischen Nullwachstums und stagnierender Produktivität, wieder wettbewerbsfähig werden.

Zu den 191 Milliarden Euro, die Italien aus dem Recovery Fund der EU erhält, nimmt Rom



Reich wurde er als Banker:
Ministerpräsident Draghi.

weitere 57 Milliarden Euro an Krediten auf. Dank des Vertrauensvorschusses der Finanzmärkte für Draghi ist dieses frische Geld bisher billig zu haben. Doch irgendwann werden die Zinsen steigen, und kommende Generationen müssen die Rechnung begleichen. Das

Irgendwann werden die Zinsen steigen, und kommende Generationen müssen die Rechnung begleichen.

Budgetdefizit Italiens wird in diesem Jahr 11,8 Prozent betragen, der höchste Wert seit 1985. Die Gesamthöhe der italienischen Staatsschuld liegt 2021 knapp unter der historischen Schwelle von 160 Prozent der Wirtschaftskraft des Landes. Der bisherige Höchstwert von 159,5 Prozent wurde 1920 erreicht. Zwei Jahre später übernahm Benito Mussolini mit seinen Schwarzhemden in Rom die Macht.

Im August 2020 hat Draghi beim Rimini-Meeting der katholischen Bewegung Comunione e Liberazione eine Art Regierungserklärung vor der Zeit abgegeben: In seiner Grundsatzrede versicherte er, dass «ein hoher Schuldenstand für lange Zeit unausweichlich» sei. Bei diesen Verbindlichkeiten handle es sich um «gute Schulden», sofern sie in Infrastruktur, Forschung und Bildung flössen.

Nähe zum Apparat

Der europäische Recovery Fund und der italienische PNRR sind so etwas wie «Whatever It Takes» 2.0: Mit dieser Formel hatte der damalige EZB-Chef Draghi im Juli 2012 den Ausweg aus der Euro-Krise durch potenziell unbegrenzte Ankäufe von Staatsanleihen durch die EZB gewiesen. Es war der erste Schritt zur Vergemeinschaftung der Schulden in der Euro-Zone. Und auch zur Aushebelung des Maastrichter Stabilitäts- und Wachstumspakts, wonach das jährliche Haushaltsdefizit auf 3 Prozent und der Schuldenstand auf 60 Prozent der Wirtschaftskraft beschränkt werden muss. Beim postpandemischen Umbau der EU-Volkswirtschaften nach den Vorgaben des Green Deal, für den allein rund 40 Prozent des Recovery Fund reserviert sind, gelten die Maastricht-Regeln nicht mehr.

Draghis politischer Kompass schlägt zum Linkskatholizismus aus. In die Schule ging er bei Jesuiten. Von dort war es ein kleiner Schritt zum Keynesianismus beim Studium am MIT in Cambridge. Reich wurde der gläubige Spitzenbeamte während eines Zwischenspiels bei Goldman Sachs in London von 2002 bis 2005. Die Leute von der Bank kannte Draghi gut: Mit ihnen hatte er bei der Privatisierungswelle von Schlüsselindustrien in Italien während der neunziger Jahre kooperiert, seinerzeit als mächtiger Generaldirektor im Finanzministerium. Als Regierungschef verfiert Draghi den Glauben an den «steuernden Staat». In der Endphase der Pandemie lockert er Einschränkungen nur zögerlich, Notstand und nächtliche Ausgangssperre wurden verlängert. Denn Draghis politischer Instinkt wurde durch die Nähe zum Apparat geprägt, nicht durch die Nähe zu Volk und Wirtschaft.



INSIDE WASHINGTON

Bidens Hirn

Republikanische Präsidenten werden von ihren Gegnern in den Medien typischerweise als Hohlköpfe angeprangert, beeinflussbar durch skrupellose Mitarbeiter oder gefährliche Ehefrauen. Demokraten hingegen werden ausnahmslos als aussergewöhnliche Intellektuelle gepriesen, als die hellsten Köpfe ihrer und möglicherweise jeder vorherigen Generation.

Insofern ist es alles andere als uninteressant, dass die Medien offen Ronald Klain, den Stabschef von Präsident Joe Biden, als dessen «Gehirn» und als Motor seiner kompromisslos progressiven Agenda rühmen.

Die Londoner *Times* rät ihren Lesern: «Wer das Ausmass von Bidens gigantischen, sechs Billionen Dollar schweren Ausgabenplänen nur schwer mit dem gemässigten Politiker in Einklang bringen kann, der sich seit einem halben Jahrhundert in Washington herumtreibt, muss nur nach «Präsident Klain» suchen.»

CNN beschreibt den Washingtoner Insider aner kennend als «in praktisch alles involviert [...]. Seine Entscheidungen standen im Mittelpunkt von praktisch jedem bedeutenden Schritt, den Biden gemacht hat.» National Public Radio stellt «Klain und Biden» – in dieser Reihenfolge – als Gleichgestellte nebeneinander. Das Magazin *The New Yorker* bezeichnet das Weisse Haus beiläufig als Klains Haus, in dem der Stabschef dem gewählten Bewohner höflich zunickte.

Und während Kandidat Biden im Wahlkampf mit überparteilicher Courtoisie geworben haben mag, machen Klain nach eigenen Worten Kompromisse ungeduldig. Dennoch kann sich der 59-jährige «wirbelnde Derwisch» (wie ihn ein demokratischer Funktionär beschrieb) darauf verlassen, dass die Medien sein Geschick und seine strikten Anweisungen loben werden, während der nominelle Oberbefehlshaber pflichtschuldig seine Stichworte abliest.

Amy Holmes

Tatort Trittligass

Tenor Christian Jott Jenny interpretiert alte Lieder neu. Nun droht ihm eine Strafe. Eine Verurteilung hätte böse Folgen.

Thomas Renggli

Dicke Post für Christian Jott Jenny: Der Gemeindepräsident von St. Moritz und Universalkünstler aus Zürich Witikon muss am 19. Mai um 13.30 Uhr vor dem Bezirksgericht Zürich antraben. Die örtliche Staatsanwaltschaft wirft ihm ein «Verbrechen gegen das Bundesgesetz über das Urheberrecht und verwandte Schutzrechte» vor.

Im Zentrum der juristischen Operette stehen Jennys Aufführungen der «Trittligass»-Balladen zwischen August 2017 und September 2018, in denen er Lieder und Texte aus dem Musical «Eusi chlii Stadt» (1959) sowie den Text des Liedes «Lueg vo de Langstrass unne» (1961) verwendete und teilweise der Aktualität anpasste. «Adaption und Interpretation» nennt dies der Künstler.

Die Erben des (1982 verstorbenen) Autors Werner Wollenberger – Witwe Elfriede und Sohn Thomas Wollenberger – haben dafür aber kein Musikgehör. Sie bezichtigen Jenny faktisch der Bereicherung auf Kosten des Lebenswerks des legendären Autors. Dies, obwohl die Aufführungsrechte ordentlich abgegolten wurden. Bei einem Schuldspruch drohen dem Tenor eine Geldstrafe von neunzig Tagessätzen zu 370 Franken (insgesamt 33 300 Franken) sowie eine Busse von 8300 Franken.

Sündenpfehl Niederdorf

Jenny, sonst selten um deutliche Worte verlegen, schweigt zu den Anklagepunkten und weist auf das laufende Verfahren hin. Möglicherweise hat er sich beim Durchlesen der Anklageschrift aber auch bloss auf die Zunge gebissen. Im 16-seitigen Dossier sind minutiös alle Passagen aufgeführt, die der Beschuldigte «gewerbmässig und vorsätzlich» abgeändert hat. Der Tatort wird als «unbekannt» angegeben, eventuell aber «der Rindermarkt 20», wo Jenny sein «Amt für Ideen» einquartiert hat. Überraschen könnte dies nicht. Das Niederdorf galt schon immer als Sündenpfehl.

Staatsanwalt Daniel Jost legt die Beweise auf den Tisch. Beispielsweise hat Jenny (bzw. sein Schreiber) die Passage «Höchstens na de Schneemänsch Yeti findet z' Züri öppis neus!»

(vermutlich wegen der Klimaveränderung) in «nöd emal en Basler find bi eusem Chabis öppis neus» abgeändert. Auch beim «Rägelied» vergriff sich der Sänger im Ton. Im Original heisst es: «Tropfet jetz Tröpfe uf d' Limmet». Jenny sang: «S' tropfed jetz Tröpfe uf d' Limmat».

Oder das Lied «Am Bellevue». Im Original heisst es: «D' Gmüesbrugg isch nöd de Pont des Arts und ganz gwüss hät d' Villa Sieber nöd grad viel vom Alcazar». Jenny dichtete: «D' Gmüesbrugg isch kei Golden Gate und mir händ kein Justin Bieber, kein Prinz William und Kate».

Nur eine plumpe Ausrede?

Noch ist nicht bekannt, ob auch das Haus Windsor als Nebenkläger auftritt. Strafverschärfend könnte aber wirken, dass der Schauspieler Walter Andreas Müller in seiner Rolle als Polizeisprecher Marco Cortesi einige Wollenberger-Zeilen auf Rätoromanisch sang – was aufgrund von Jennys politischem Amt in St. Moritz schon fast auf organisierte Kriminalität hindeutet.

Als wäre all dies des Schlechten nicht schon zu viel, kollidierte Jenny auch an der Abdan kungsfeier von Pfarrer Ernst Sieber Ende Mai 2018 mit dem Gesetz. Er unterschlug bei der Interpretation des Wollenberger-Klassikers «Mis Dach isch de Himmel vo Züri» sechs Zeilen. Zwar macht der Angeklagte (daraus glaubwürdig) geltend, dass ihm die Tränen gekommen seien und er deshalb vorübergehend habe aussetzen müssen; die Erben des Verfassers sehen darin aber nur eine plumpe Ausrede.

So grotesk die ganze Angelegenheit auch wirken mag, für die Unterhaltungsbranche kann das Urteil ernsthafte und wegweisende Folgen haben. Wird Jenny schuldig gesprochen, bedeutet dies faktisch, dass künftig auf den Schweizer Bühnen keine Interpretationen mehr erlaubt sind und dass jeder Schauspieler, der seinen Text vergisst, mit einer Anklage rechnen muss. Der nächste Akt dieses Theaters findet vor dem Bezirksgericht statt – die Fortsetzung vielleicht dann im Fernsehen bei «Aktenzeichen XY ... ungelöst».

Siechtum der Volksparteien

Annalena Baerbock hat alle Chancen zur Kanzlerschaft, wenn sie keine schweren Fehler macht.



Das politische Modell des Machterwerbs und der Koalitionsbildung war in der Bundesrepublik über Jahrzehnte hinweg recht einfach. Es gab eine grosse Volkspartei auf der Rechten, die CDU/CSU, und eine grosse Volkspartei auf der Linken, die SPD. Daneben gab es noch die FDP. Eine absolute Mehrheit für eine Partei gelang nur einmal: 1957. Das war die CDU/CSU mit Bundeskanzler Konrad Adenauer auf dem Höhepunkt des Wirtschaftswunders und mit dem Wahlkampfslogan «Keine Experimente».

Die FDP war traditionell die natürliche Mehrheitsbeschafferin für die CDU/CSU. Als sie 1969 die Seite wechselte und Willy Brandt zur Kanzlerschaft verhalf, kostete sie das fast die Existenz. 1982 kehrte sie nach dreizehn Jahren zur CDU/CSU zurück. Wegen der natürlichen Neigung von CDU/CSU und FDP zueinander schien die SPD im Bund zur Oppositionsrolle verdammt zu sein, wenn sie nicht Juniorpartnerin in einer grossen Koalition war. In den 72 Jahren seit der ersten Wahl Konrad Adenauers stellte die CDU/CSU 52 Jahre lang den Bundeskanzler, die SPD dagegen nur zwanzig Jahre.

Die SPD bekannte sich erst spät – und ein wenig gewaltsam von ihrem Zuchtmeister Herbert Wehner dazu getrieben – zur Ordnung der sozialen Marktwirtschaft, zur Nato und zur Westintegration. Das war ihr Eintrittspreis zur politischen Macht auf Bundesebene und 1969 schliesslich auch zur Kanzlerschaft.

Von den Linken und Marxisten in der Partei wurde dies aber immer als ein unnatürlicher Spagat empfunden. Sie rüttelten an der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, später auch am Nato-Doppelbeschluss zur nuklearen Nachrüstung,

und hörten nicht auf, von einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz zu träumen. Der Mauerfall traf sie unvorbereitet. Dass der Kapitalismus tatsächlich gesiegt hatte, wollte ihnen nicht in den Kopf. Die immer wieder aufbrechende Instabilität und Widersprüchlichkeit der SPD wirkte für die CDU/CSU wie eine Regierungsgarantie.

Die Gründung der Grünen 1980 machte der SPD zunächst mehr zu schaffen als der CDU/CSU. Nur die Erstarrung, die in den letzten Jahren der Kanzlerschaft von Helmut Kohl eingesetzt hatte, machte 1998 die rot-grüne Koalition möglich. Aber schon bald nagten an der SPD Tendenzen zur Abspaltung der marxistischen Linken, die Anfang 2005 vollzogen wurde. Nach sieben Jahren war die Mehrheitsfähigkeit erschöpft, und Gerhard Schröder verlor die Wahl knapp gegen Angela Merkel. Seitdem gibt es zusammen mit den Grünen drei linke Parteien, und die SPD hat zudem die Führung verloren: In Umfragen der acht grossen Meinungsforschungsinstitute liegen die Grünen eindeutig vor der SPD. Die Kanzlerkandidatur des Bundesfinanzministers Olaf Scholz hat allenfalls noch symbolische Funktion.

Die Aufspaltung der SPD in drei linke Parteien erhöhte zunächst die strategischen Optionen der CDU/CSU. Sie bemächtigte sich vieler linker und grüner Themen und schwächte so zusätzlich das Wählerpotenzial der SPD. Allerdings trug die Parteiführung mit der Wanderung in Richtung links und Grün wachsende Spannungen in die eigene Mitgliederbasis und Wählerschaft. Diese Spannungen führten 2013 anlässlich der Euro-Krise zur Gründung der AfD. Obwohl diese schnell nach rechts wanderte und

deshalb einen Teil ihres Gründungspersonal als bald wieder verlor, verschaffte ihr 2015 die politische Unruhe rund um die Öffnung der Grenzen für die Flüchtlingswelle wachsenden Wählerzulauf. Mittlerweile ist sie mit 9 bis 11 Prozent Stimmenanteil fest in der Wählerschaft etabliert.

Für alle übrigen Parteien, auch für die CDU/CSU, gilt die AfD als Paria. Zusammenarbeit oder Koalitionen mit ihr werden prinzipiell ausgeschlossen. Solange das so bleibt, ist die CDU/CSU ohne die Zusammenarbeit mit Linken oder Grünen grundsätzlich nicht regierungsfähig. Das bedroht ihr siebzig Jahre altes Existenzmodell.

Inhaltlich kommt hinzu, dass sich die CDU/CSU schwer tut mit der wachsenden Bedeutung «grüner» Themen. Bei sozialer Marktwirtschaft, Antikommunismus und Westintegration war sie stets das Original und nie die Kopie. Jetzt aber wird sie von vielen als gestrig oder als Nachahmerin wahrgenommen. Ihr Spitzenpersonal wirkt vor diesem Hintergrund müder und verstaubter, als es tatsächlich ist. Die darin liegenden Gefahren spüren Funktionäre und Anhängerschaft, auch deshalb wurde der Machtkampf zwischen Armin Laschet und Markus Söder um die Kanzlerkandidatur so erbittert ausgetragen.

Über dem gesamten kommenden Bundestagswahlkampf wird Angela Merkel als immer noch regierende Bundeskanzlerin schweben. Sie im Wahlkampf nicht zu kritisieren, wird für Armin Laschet zu einem Gebot der Selbsterhaltung. Alles für perfekt zu erklären, ist aber kein Zeichen der Erneuerung. Annalena Baerbock hat alle Chancen zur Kanzlerschaft, wenn sie keine schweren Fehler macht.

Kreaturen der Nacht

Wenn wir uns schlafen legen, erwacht draussen das Leben.
Wer begegnet sich? Wer macht Jagd auf wen?

Veronika Straass

Wer schon mal eine Maus im Haus hatte, der kennt das: Sobald es dunkel wird, geht das Geraschel und Geknusper los. Mäuse sind durch und durch Nachtschwärmer, und sie haben allen Grund dazu, denn jeder hat sie zum Fressen gern. Als sich vor Millionen von Jahren die Mäusevorfahren ins Nachtleben retteten, waren sie fürs Erste alle Verfolger los, die ihnen tagsüber an den Pelz wollten. Auch all die Konkurrenten waren mit einem Schlag weg, die ihnen am Tage bei der Futtersuche in die Quere gekommen waren. Die Nacht bot ihnen und vielen anderen Gejagten und Bedrängten eine ganz neue Welt voller ungeahnter Möglichkeiten.

Aber natürlich dauerten diese paradiesischen Zustände nicht lange. Schon wenig später – also nach ein paar Jahrmillionen – begannen einige Beutegreifer, ihrer Beute in die Nacht zu folgen und sich ebenfalls auf die neue lichtarme Welt einzustellen. Mussten sich Insekten tagsüber vor insektenfressenden Vögeln wie Rotschwänzen, Grauschnäppern und Mönchsgrasmücken hüten, so hatten ihre Verwandten von der Nachtschicht bald Nachtschwalben und Fledermäuse am Hals. Tags machten Graureiher und Storch, Mäusebussard, Turmfalke und Wiesel Jagd auf Frösche und Mäuse, nachts waren Nachtreiher, Waldkauz, Waldohreule und Fuchs hinter ihnen her. Bald war die Welt der Nachtschwärmer genauso umkämpft wie die der Tagtiere.

Über Dornen und Scherben

Doch trotz Feinden und Verfolgung hat das Nachtleben seine Vorzüge. Besonders für die Lichtempfindlichen und Feuchtigkeitsliebhaber sind die Stunden nach Sonnenuntergang die Rettung. Mauerasseln zum Beispiel wären in der Tageshitze verloren; sie warten unter Steinen oder in Mauernischen, bis ihre Zeit gekommen ist. Man sieht es ihnen nicht an, aber sie gehören zu den Krebsen und atmen wie ihre wasserlebende Verwandtschaft über Kiemen. Nur wenn diese Kiemen immer von einem dünnen Flüssigkeitsfilm überzogen sind, funktioniert die Atmung.



Welt voller ungeahnter Möglichkeiten.

Auch Schnecken bleiben tagsüber lieber in feuchten Schlupfwinkeln, bis die Temperaturen fallen und die Luftfeuchtigkeit steigt. Nachts gleiten sie auf einem selbstfabrizierten Schleimteppich dahin. Kriechen sie glatte Flächen hinauf, sorgt der Schleim wie Kontaktkleber dafür, dass sie nicht abrutschen. Schieben sie sich über spitze Dornen oder sogar Glasscherben, schützt der Schleim sie vor Verletzungen.

Wer Gehäuseschnecken im Garten entspannt ihre Bahnen ziehen lässt, mag zwar ein paar Sonnenblumen und Zucchini verlieren, doch dafür lassen sich vielleicht Glühwürmchen im Garten nieder, denn die Larven der Leuchtkäfer lieben Schnecken über alles. Sie folgen frischen Schleimspuren wie ein Jagdhund der Wildfährte. Haben sie eine Schnecke aufgespürt, die meist um ein Vielfaches grösser ist als sie, injizieren sie ihr ein lähmendes Gift und verspeisen sie. Drei Jahre lang kriechen die Glühwürmchenlarven schneckenfressend herum, bevor sie sich verpuppen und zum erwachsenen Käfer werden. Unzählige vernichtete Schnecken säumen ihren Weg – eine Schädlingsbekämpfung, wie sie umweltfreundlicher nicht sein könnte.

Was in Sommernächten gespenstisch im Unterholz glimmt, sind übrigens die Leuchtkäferweibchen. Sie können nicht fliegen und locken die Männchen per Lichtsignal herbei. Ihre Methode der Lichterzeugung ist genial: Sie müssen nur Luftsauerstoff zu bestimmten Membranen im Hinterleib strömen lassen, die sogenanntes Luciferin enthalten. Sofort beginnt die Substanz grünlich gelb zu leuchten. Sobald die Käferweibchen die Luftzufuhr stoppen, erlischt das Licht wieder.

Huckepack getragen
Zu den bekanntesten Nachtschwärmern gehören die Regenwürmer. Tageslicht ist für sie

nicht nur ungemütlich, sondern sogar tödlich. Auf UV-Strahlung reagieren sie hochempfindlich; sie würden nicht mal ein dreistündiges Sonnenbad überleben. Erst nachts kommen sie aus ihren Röhren, saugen sich mit ihrer Mundöffnung an Blättern und Gräsern fest wie ein Saugnapf an der Badezimmerkachel und ziehen sie zu sich herein. Morgens kann man an den tütenartig zusammengerollten, senkrecht im Boden steckenden Blättern ablesen, wie hart sie nachts gearbeitet haben. Der Zweck der Blätternte: In der Wurmröhre wird das Grünzeug von Bodenorganismen so lange bearbeitet und aufbereitet, bis es sogar ein zahnloser Regenwurm verspeisen kann.

Auch die meisten Kröten und Frösche kommen erst nach Sonnenuntergang so richtig auf Touren; nur dann ist ihre empfindliche Haut vor Austrocknung geschützt. Mit ein wenig Geduld und einer Taschenlampe lassen sich Erdkröten und Grasfrösche auf ihren nächtlichen Wegen leicht beobachten – besonders gut während der Fortpflanzungszeit im Frühjahr, wenn sie sich auf den Weg zu ihren Geburtstümpeln machen. Erdkröten sind die Marathonläufer unter ihnen; bis zu drei Kilometer legen sie zurück, um genau dort abzulaichen, wo sie selbst einmal aus ihrer Gallerthülle geschlüpft sind.

Was in Sommernächten gespenstisch im Unterholz glimmt, sind übrigens die Leuchtkäferweibchen.

Einige rücken bereits in Zweiertteams an, die Männchen fest an die Weibchen geklammert und von diesen huckepack getragen.

Andere Männchen sind solo angereist und rufen am Laichtümpel mit dezentem «drüüüt» nach einer Partnerin. Grasfrösche in Balzstimmung klingen ganz anders; sie knurren in tiefen Brummtönen. Gelbbauchunken auf Partnersuche hupen leise und rhythmisch, Wasserfrösche knattern, und ein rufender Laubfrosch erinnert ein wenig an einen langsam laufenden Schlagbohrer. Den Weibchen gefällt's offenbar, und allein darum geht es schliesslich.

Das grösste Handicap für die Tiere der Nacht ist naturgemäss der Mangel an Licht. Viele haben raffinierte Anpassungen entwickelt, um aus dem Schummerlicht das Optimum herauszuholen. Eulen zum Beispiel haben ungewöhnlich grosse Augen und können ihre Pupillen unglaublich weit öffnen, um ein Maximum an Licht einzulassen. Hätten wir vergleichbar grosse Augen, müssten sie so gross wie Äpfel sein.

Viele nachtaktive Tiere besitzen ausserdem eine Art Restlichtverstärker. Unmittelbar hinter ihrer Netzhaut sitzt das Tapetum, eine spiegelartige Schicht. Einfallende Lichtstrahlen

passieren die Netzhaut, werden am Tapetum gespiegelt, passieren die Netzhaut ein zweites Mal von hinten und werden auf diese Weise doppelt genutzt.

Das spiegelnde Tapetum ist übrigens der Grund, warum die Augen vieler Tiere nachts leuchten, wenn man sie mit der Taschenlampe anstrahlt. Profis können an der Farbe der reflektierenden Augen erkennen, welches Tier sie vor sich haben. Dachse, die auf der Wiese Regenwürmer jagen, «leuchten» anders als Füchse, die man mit etwas Glück nachts durch die Siedlung stromern sehen kann. Rehe, die sich nachts bis dicht an die Häuser wagen, reflektieren anders als Wildschweine, wenn sie im Mondlicht Tulpenzwiebeln in den Vorgärten ernten.

Manche Nachtwandler aber brauchen weder Restlichtverstärker noch Superpupillen. Ihnen ist die Beleuchtung ganz einfach egal. Igel verlassen sich stattdessen auf ihren Geruchssinn und ihr hervorragendes Gehör. Ausserdem haben sie ein ausgezeichnetes Gespür für Erschütterungen. Wühlt sich unter ihren Pfoten ein Regenwurm durch die Erde oder ein Käfer durchs Laub, sind sie sofort im Bilde und bereit, zuzupacken. Und wenn ein Feind anrückt? Nicht einmal dann müssen Igel ihre Augen bemühen. Es genügt, wenn sie bei einer Berührung oder einem verdächtigen Geruch blitzschnell den rund um den Körper verlaufenden Ringmuskel zusammenziehen und in ihrer Stachelhülle abwarten, bis die Luft wieder rein ist.

Eulen schleichen sich an

Wenige Tiere haben sich so perfekt an das Nachtleben angepasst wie die Eulen. Lautlos und traumhaft sicher finden sie im Mondlicht ihren Weg. Sie haben ihre eigene todsichere Methode entwickelt, um selbst bei ungünstigsten Lichtverhältnissen kleine Nagetiere zu erwischen. Von ihren phänomenalen Nachtsichtaugen war schon die Rede. Eulen kommen mit einem Hundertstel der Lichtstärke zurecht, die wir Menschen zum nächtlichen Orientieren brauchten. Dennoch wäre ein rasanter Sturzflug auf eine Maus nachts ein schlechtes Konzept. Eulen schleichen sich stattdessen lieber an. Ihre Federn sind mit einem watteweichen Flaum bedeckt, der alle Fluggeräusche schluckt. Eine anfliegende Eule ist absolut lautlos. Die Maus, die auf dem Waldboden nach Fressbarem sucht, ist im Jenseits, bevor sie das nahende Unheil auch nur ahnen konnte.

Und wenn in Neumondnächten das Licht selbst für Eulen zu schwach ist? Dann jagen die Vögel nach Gehör. Die kreisförmig angeordneten Federn rund um das Gesicht einer Eule leiten Schallwellen exakt zu den im Gefieder versteckten Ohröffnungen. Ein Waldkauz oder eine Waldohreule können

ihre Opfer selbst im Stockfinstern noch sicher orten und greifen.

Noch raffinierter ist die Jagdmethode der Fledermäuse. Sie spüren ihre Beute mittels Echopeilung auf. Wenn sie auf der Jagd sind,

Nachtschmetterlinge lassen sich auch ohne Taschenlampe und Tricks wunderbar beobachten.

geben sie pausenlos Schreie im Ultraschallbereich ab. Ein Hindernis, aber auch ein herumflatternder Nachtfalter wirft ein Echo an den fliegenden Jäger zurück und vermittelt ihm ein akustisches Bild der Umgebung.

Doch jede «Erfindung» in der Natur zieht früher oder später eine Gegenerfindung nach sich. Die Bärenspinner – eine Unterfamilie der Schmetterlinge – schaffen es, mit eigenen Rufen jagende Fledermäuse aus dem Konzept zu bringen. Wie Störsender bringen sie mit ihrem Ultraschallgeknatter den Funkverkehr der Nachtjäger durcheinander. Die Fledermäuse können die Nachtschmetterlinge nicht mehr sicher orten und geben auf.

Apropos Nachtschmetterlinge: Sie lassen sich auch ohne Taschenlampe und Tricks wunderbar beobachten. Es gibt nichts Spannenderes, als nachts mit einem Glas Wein neben einer blühenden Nachtkerze oder einer weissen Nachtnelke zu sitzen und zu warten, bis sie kommen. Zuerst hören Sie ein tiefes, leises Brummen, dann sehen Sie schemenhaft die Falter im Hubschrauberflug vor den Blüten «stehen». Dazu noch der intensive Duft der Nachtblumen – besser geht's nicht.

Veronika Straass ist eine deutsche Biologin und Schriftstellerin.

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann,
LGT Kunde seit 2009



Private
Banking

lgt.ch/values

Neues Zeitalter des Reisens

Mit dem Flugzeug für eine Sitzung nach Asien? Das war gestern, heisst es. Falsch! Auf Corona wird ein Reiseboom folgen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.

Reiner Eichenberger und David Stadelmann

Corona revolutioniert die Mobilität. Früher musste man für viele Arbeiten reisen, etwa für Treffen mit Kunden, Lieferanten und Mitarbeitern sowie die Teilnahme an Sitzungen und Konferenzen. Jetzt aber kann man zahlreiche Tätigkeiten bequem vom Arbeitsplatz in der Firma oder gar von zu Hause aus via Zoom, Teams et cetera erledigen. Deshalb glauben viele, die Reiseaktivität werde auch nach Corona auf niedrigem Niveau bleiben, da ja ökonomisch gesehen die Virtualisierung des Geschäftslebens den Nutzen des Reisens gesenkt habe. Wir halten diesen Schluss für falsch. In Wirklichkeit beginnt jetzt das grosse Dauerreisen.

Erinnerung an das Jevons-Paradoxon

Erstens werden die Firmen infolge der elektronischen Kommunikation noch globaler ausgerichtet sein als bisher; das betrifft ihre eigene Struktur wie auch ihre Kunden- und Lieferantenbeziehungen. Auch kleine Firmen können nun noch einfacher global agieren. Diese Globalisierung wird zusätzlichen Reiseverkehr bringen, denn die neuen ausländischen Mitarbeiter, Kunden und Lieferanten müssen doch ab und zu persönlich getroffen und betreut werden.

Zweitens wird der Nutzen von Reisen oft zu eng gesehen. Derzeit ist es für viele kein Problem, nicht zu reisen, weil auch ihre Konkurrenten nicht reisen können. Sobald aber die Konkurrenten wieder mobil werden, kommen alle unter Reisedruck. Die zuweilen übertrieben anmutende frühere Reiseaktivität war nicht ausschliesslich technologisch bedingt, sondern auch durch Wettbewerb zwischen Firmen – und innerhalb von Firmen zwischen Abteilungen und Managern – getrieben. Dieser Wettbewerb wird nach Corona schnell wieder aufblühen.

Drittens, und das ist ein Game-Changer, senkt die Virtualisierung der Kontakte zwar die Nutzen mancher Reisen, aber sie senkt zugleich auch die Kosten aller Reisen. Wie das? Vor der Elektronisierung des Geschäftslebens bestanden die Kosten des Reisens neben den

Transportkosten und etwas höheren Spesen vor allem in der teils unproduktiven Reisezeit und der Absenz vom angestammten Arbeitsplatz. Wer für einzelne oder mehrere Tage verreiste, war während der Reise für die täglichen Arbeiten, Besprechungen und Sitzungen in Unternehmen nur sehr begrenzt verfügbar. Jetzt hingegen, da «online» normal ist, kann man irgendwohin reisen und trotzdem virtuell am Arbeitsplatz bleiben. Selbst die Reisezeit ist viel produktiver nutzbar, weil man auf Flügen und langen Bahnfahrten mit aller Welt virtuell Kontakt pflegen kann. Bereits vor Corona war dieser Trend spürbar, jetzt ist man aber eine Stufe weiter. Kurz: Die Kosten des Reisens sind völlig zerfallen.

Was ist stärker: die Reisebremsen infolge sinkender Nutzen mancher Reisen oder die Reisetreiber durch fortschreitende Globalisierung, Wettbewerbsdruck sowie sinkende Reisekosten? Der Nettoeffekt hängt vom jeweiligen Unternehmen und Personenkreis ab. Aber gesamtwirtschaftlich dürften die Reisetreiber weitaus gewichtiger sein.

Das erinnert an das sogenannte Jevons-Paradoxon: Der Ökonom und Philosoph William S. Jevons stellte im 19. Jahrhundert fest, dass der Kohleverbrauch in England trotz der Einführung von James Watts Dampfmaschine stark anstieg, obwohl diese viel weniger Kohle als frühere Dampfmaschinen verbrauchte. Der

Kern des Jevons-Paradoxons bedeutet: Wenn technischer Fortschritt dazu führt, dass die Nutzung einer Ressource effizienter wird – also sparsamer oder kostengünstiger –, dann nimmt die Nutzung dieser Ressource oft zu und nicht ab.

Kosten sinken dramatisch

So dürfte es beim Reisen sein: Die Virtualisierung erlaubt die viel effizientere Nutzung der wertvollen Ressource Zeit unterwegs. Daher dürfte dank der Virtualisierung der Kontakte die Häufigkeit und Dauer der tatsächlichen Reisen zunehmen. Das gilt für Geschäftsreisende, Touristen wie auch Migranten: Die Kosten der Mobilität sinken dramatisch, weil die Reisenden unterwegs und am Zielort dank Virtualisierung besser mit ihrer Heimatbasis Kontakt halten und viele der dort anfallenden Verpflichtungen und Arbeiten erledigen können, obwohl sie gerade weit weg sind. Wir werden also in ein neues Zeitalter des Dauerreisens mit noch mehr globaler Arbeitsmobilität, Tourismus und Migration katapultiert werden.

Wer der Anwendung des Jevons-Paradoxons auf alle diese Reisearten noch nicht ganz traut, möge folgende Analogie bedenken: Hat die Entwicklung des Telefons zu weniger oder mehr Reisen geführt? Natürlich zu mehr! Denn es erleichterte die Globalisierung von Firmen und senkte die Reisekosten für alle, weil man in der Fremde doch noch einigermaßen Kontakt mit der Heimbasis haben konnte. Die heutige Virtualisierung der Kontakte ist eine Fortsetzung der Telefonie. Daher wäre jetzt die Zeit, ernsthafter als bisher über den Umgang mit Übermobilität aller Art nachzudenken und Lösungen zu finden.



Reiner Eichenberger ist Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.

David Stadelmann ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth.

Der Star, der aus der Kälte kam

«Tatort»-Darsteller Jan Josef Liefers hat mit seiner Corona-Satire einen Punkt berührt. Aber Deutschland hat zu schmunzeln verlernt.

Norbert Kördörfer

Wer mit ihm was trinkt, mag ihn Schluck um Schluck mehr. Er schmunzelt, aber ernsthaft. Er genießt, aber nicht zu viel. Er sieht gut aus, wie ein grosser Junge, der noch viel vorhat im Leben. Er hört auch noch aktiv zu, was wenige Stars tun.

Jan Josef Liefers, 56, ist der Star, der aus der Kälte kam und zu Ruhm. Er ist ein modernes Idol, ein Musiker auch noch, den jeder mag. Er verdient 100 000 Euro pro «Tatort» als Einschaltquoten-König (13 Millionen Fans).

Aber plötzlich stolpert das Idol. Öffentlich. Weil er seine Meinung sagt. Ironisch.

Liefers und 52 TV-Stars provozierten unter den drei Hashtags #allesdichtmachen, #niewiederaufmachen und #lockdownfürimmer die deutsche Corona-Hysterie.

Sagen wir mal so: Es war umstritten. Das veröffentlichte Volk stöhnte auf. Die vielleicht Falschen jubelten. Neunzehn Mini-Videos wurden von Selbstschämern gelöscht. Gaukler halt.

Die satirische, verkürzte Botschaft von Corona-Provokateur Liefers: «Bleiben Sie gesund, verzweifeln Sie ruhig – aber zweifeln Sie nicht.» Tucholsky hätte geschmunzelt. Aber Deutschland hat zu schmunzeln verlernt.

Anfänge in der DDR

In der *Zeit* rechtfertigt sich Liefers in einem versöhnlichen Streitgespräch mit Gesundheitsminister Jens Spahn: «Ich erzähle Ihnen jetzt einfach mal meine Geschichte. Zu Beginn der Pandemie war ich genauso schockiert wie alle anderen und von der Richtigkeit der Massnahmen überzeugt: Nehmt die Kinder raus aus den Schulen, macht die Geschäfte zu, das alles. Ich habe Podcasts gehört, Newsfeeds abonniert, ich habe alle möglichen Zeitungen gelesen, habe Fernsehen geschaut – ich wurde immer meschugener. Irgendwann habe ich kaum noch geschlafen. Ich bin abends ins Bett gegangen mit diesen News und morgens damit aufgewacht. Kurz vor Weihnachten habe ich die Reissleine gezogen und alles abbestellt, einfach nichts mehr angeguckt oder gelesen. Und schon ging es mir



Tucholsky hätte geschmunzelt:
Tausendsassa Liefers.

besser. Da dachte ich: Was ist das? Wir sind mitten in einer Pandemie. Aber fast krank geworden bin ich nicht von diesem tückischen Virus – sondern vom medialen Dauerfeuer deswegen.»

Liefers wurde im Dresden der DDR geboren, im Funktal ohne West-TV. Seine Gene strotzen vor Schauspielerei: Der Vater war Regisseur, die Mutter Schauspielerin, der Opa auch. Der Kult-Star Martin Brambach («Das Leben der Anderen») ist sein Stiefbruder.

Sein Weg zum Ruhm begann mit einer Tischlerlehre am Staatstheater Dresden. Fünf Tage (!) vor dem Fall der DDR-Mauer sprach er vor hunderttausend Menschen bei der historischen Alexanderplatz-Demonstration: «Die vorhandenen Strukturen, die immer wieder übernommenen prinzipiellen Strukturen lassen Erneuerung nicht zu. Deshalb müssen sie zerstört werden! Neue Strukturen müssen wir entwickeln, für einen demokratischen Sozialismus. Und das heisst für mich unter anderem auch Aufteilung der Macht zwischen der Mehrheit – und den Minderheiten.»

Im Jahr der Wende (1990) ging er nach Hamburg ans Thalia-Theater (Jürgen Flimm, Robert Wilson etc.). Sein Kinodurchbruch waren 1997 zwei Kultfilme: als armer Sex-Poet und Wolf-Wondratschek-Verschnitt in «Rossini – oder die mörderische Frage, wer mit wem

schlieft» und in dem Drei-Millionen-Fans-Hit «Knockin' on Heaven's Door» als krebskranker Melancholiker mit Superstar Til Schweiger.

Als dann mehrere Topstars den Klamauk-«Tatort» aus Münster ablehnten, griff Liefers zu. Ein karrierehafter Wink des Schicksals. Regisseur Wolfgang Petersen («Troja»), der ihn für «Vier gegen die Bank» holte: «Aus dem kann viel werden!» Schon passiert.

Traum von der Sonne

Liefers ist ein Tausendsassa. Er war RAF-Gründungsmitglied Peter Homann im oscar-nominierten «Der Baader-Meinhof-Komplex» sowie «Baron Münchhausen».

In ihm steckt mehr, das rauswill. Der Gitarren-Freak hat die Band Radio Doria und ist Autor («Soundtrack meiner Kindheit»). Und dann ist da noch der Playboy, *lady's man* und Charmeur Liefers mit vier Kindern von drei Frauen. Seine Traumfrau fand er in Anna Loos (50, «Weissensee»), die auch toll singt. Die beiden Töchter sind schon kleine Kinderstars.

Ein gelungen gelebtes Leben in Berlin-Steglitz, aber in ihm brodelt es immer noch. Wer aus der Kälte der DDR kommt, träumt ewig von der Sonne.

Liefers hat mit seiner Corona-Satire einen neuralgischen Punkt berührt. Aber dafür sind Hofnarren doch da. Seine Entrüstung ist erlebt und gefühlt: «Wissen Sie, wir Schauspieler werden ja gerade so hingestellt, als würden wir in Supervillen wohnen, im Geld schwimmen und von der Welt keine Ahnung haben. Aber das ist nicht so. Mich zum Beispiel quatschen Hunderte Leute auf der Strasse an und erzählen mir ihre Geschichten.» Sein Corona-Motto: «Lieber Aufklärung als Strammstehen!»

«Wissen Sie, warum ich so gerne Champagner trinke? Das gab es ja früher nicht in der DDR, nur Krimsekt. Weil ich mit meiner Frau Anna beim Kennenlernen Champagner getrunken habe! Und wenn ich jetzt am Champagner nippe, denke ich an meine Frau und unsere erste Nacht.» So ein Filou.



«Nichts fasziniert die Leser so, wie Zeilen über Macht und Sex, die versiegelt und mittels privater Kuriere ausgetauscht wurden»:

Briefe, die die Welt veränderten

Von Ramses bis Donald Trump: Simon Sebag Montefiore präsentiert Korrespondenzen, die das Schicksal der Menschheit prägten. Selten hat eine Geschichtslektion so viel Spass gemacht.

Urs Gehriger

Vergesslichkeit heisst die Krankheit unserer galoppierenden Zeit. Wer erinnert sich daran, dass vor wenigen Jahrzehnten noch Stift und Papier die Welt der Kommunikation regierten? Wenn Oppenheimer verzweifelt vor seiner diabolischen Erfindung warnt. Wenn Bolívar nach enttäuschter Expedition Amerika verdammt. Wenn Tito Stalin droht, einen Attentäter zu schicken, falls der Tyrann erneut versucht, ihn zu töten. Dann ist ihnen allen eines gemeinsam: Sie tun es mit einem Brief.

Der britische Historiker Simon Sebag Montefiore hat private Korrespondenzen aus drei Jahrtausenden zusammengestellt, die Menschen und Zeiten in neuem Licht erscheinen lassen. Es sind Worte von Pharaonen, Kaiserinnen, Künstlern, Forschern, Sklaven und Soldaten; Schriften, die oft jahrhundertlang in verstaubten Bibliotheken schlummerten. Sie atmen Pulverdampf und Verzweiflung. Triefen vor Sex und Sinnlichkeit. Nicht selten rühren sie zu Tränen.

Der Brief ist «das bedeutendste Denkmal, das ein Mensch hinterlassen kann», hielt Goethe fest. «Das literarische Gegenmittel gegen die

Vergänglichkeit des Lebens», ergänzt Montefiore. Und obwohl die goldene Ära des Briefes mit der Erfindung des Telefons untergegangen ist, ist Montefiores faszinierendes Korrespondenzen-Kaleidoskop mehr als Nostalgie. Denn seit einigen Jahren feiern die Papiernotizen eine Renaissance, wie uns der Autor offenbart.

Weltwoche: Welcher Brief hat Sie vor Aufregung erzittern lassen, als Sie ihn zum ersten Mal gelesen haben?

Simon Sebag Montefiore: Der Brief von Marcus Antonius an Octavian über die römischen Beschwerden, dass er im fernen Ägypten Kleopatra «vögelt». Er enthüllt Faszinierendes über die Beziehung zwischen den beiden damals mächtigsten Männern der Welt. Und er zeigt, dass Politik oft persönlich ist. Wir schreiben das Jahr 33 vor Christus. Octavian vertritt die in Rom verbreitete Idee, dass ein römischer Imperator unter der Kontrolle einer orientalischen Königin unmännlich, ja unrömisch sei. Da feuert Antonius diesen deftigen Brief an seinen Ex-Freund zurück und spottet über die Heuchelei des bekannten Frauenhelden:

«Gratulation, wenn Du beim Eintreffen dieses Briefes nicht mit Tertullia oder Terentilla oder Rufilla oder Salvia Titisenia im Bett warst – oder mit allen zusammen.»

Weltwoche: Und gipfelt mit der wunderbar sarkastischen Frage: «Spielt es wirklich so eine Rolle, wo oder bei wem man einen hochkriegt?»

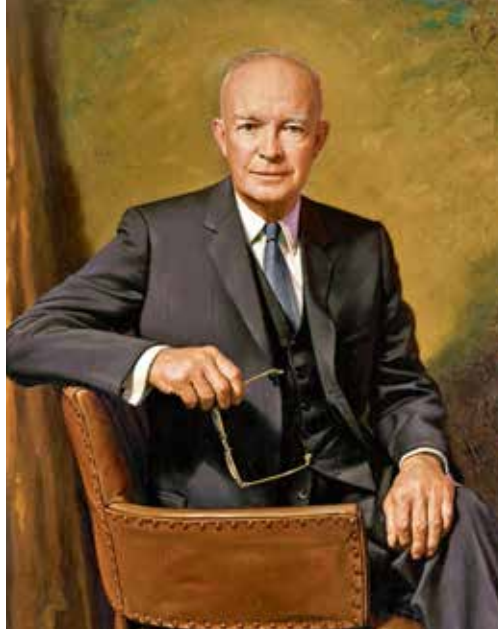
Montefiore: Tatsächlich spielte es eine Rolle. Octavians Geliebte waren Römerinnen. Antonius, isoliert mit der faszinierenden Kleopatra, erkennt nicht, wie gefährlich seine Situation wird.

Weltwoche: Zwei Jahre später besiegt Octavian Antonius und Kleopatra auf See. Die Liebenden begehen Selbstmord. Und Octavian wird als «Augustus» Roms erster Kaiser.

Montefiore: Hätte Antonius diesen Krieg gewonnen, wäre das ganze Römische Reich nach Osten gewandert und es wäre ein anderes Imperium geworden.

Weltwoche: Welcher Brief hat Ihren Blick auf die Geschichte – oder auf den Autor – am stärksten verändert?

Montefiore: Der kurze Brief von Swetlana Stalina an ihren Vater. In dem kurzen «Tages-



Octavian, Stalin mit Tochter Swetlana, Theobald von Bethmann Hollweg, Maria Theresia, Dwight D. Eisenhower, Abd al-Rahman III. (v. l.).

befehl» schreibt sie Mitte der 1930er Jahre: «Ich befehle Dir, mir zu zeigen, was im Zentralkomitee vor sich geht! Streng geheim. Stalina, die Chefin.» Diese Zeilen offenbaren tatsächlich eine andere Seite von Stalin. Sie vermitteln den Eindruck, als habe Stalin auf eine sehr seltsame Art und Weise ein normales Leben mit seiner Tochter geführt. In Wirklichkeit war daran nichts normal, denn Swetlana Stalina gibt im Alter von etwa sieben oder acht Jahren vor, der Diktator von Russland zu sein.

Weltwoche: Sie verfasst eine ganze Reihe von Befehlen. Einmal befiehlt sie, dass alle Hausaufgaben in allen sowjetischen Schulen gestrichen werden.

Montefiore: Stalin hatte enormen Spass an dem Spiel und unterschrieb alle ihre Befehle. Sie wurden dann an eine Tafel in der Stalin-Küche geheftet.

Weltwoche: Es war Stalin selbst, der seine Tochter «Boss» oder «Setanka, Herrin des Hauses» nannte, und er antwortete meist unterwürfig: «Ich gehorche.»

Montefiore: Er nannte sie den «Boss». Aber als sie wirklich anfang, Selbständigkeit zu zeigen, wies er sie brüsk zurück.

Weltwoche: Der Titel Ihres Buches lautet «Geschichte schreiben. Briefe, die die Welt veränderten». Welcher Brief hat den grössten Einfluss auf den Lauf der Geschichte gehabt?

Montefiore: Die wohl folgenreichste Auswirkung für die grösste Zahl von Menschen hatte der Brief des deutschen Kanzlers Theobald von Bethmann Hollweg an den österreichischen Aussenminister Graf Leopold Berchtold vom 6. Juli 1914. Es war der Blankoscheck-Brief, der es den Österreichern erlaubte, den Ersten Weltkrieg zu beginnen. Wenn man die manierierte Sprache liest, ist es schwer auszumalen, welche Tötungsmaschine der Brief

entfesselte. Ein weiteres Beispiel ist die Balfour-Deklaration. Sie hat den Nahen Osten für viele Menschen bis auf den heutigen Tag verändert. Ausserhalb Englands wenig bekannt, aber von enormer Tragweite war der Brief, der im Jahr 1605 den Sprengstoffanschlag gegen König James I. aufdeckte.

Weltwoche: Unter dem englischen Parlament war massenhaft Schiesspulver deponiert worden.

Montefiore: Es hätte jedes Mitglied des House of Lords, die gesamte königliche Familie und alle ihre Frauen getötet. Tausende von Menschen wären gestorben. Es wäre der grösste

«Ich befehle Dir, mir zu zeigen, was im Zentralkomitee vor sich geht! Streng geheim. Stalina, die Chefin.»

te Terroranschlag in der Geschichte gewesen, einschliesslich 9/11. Ein anonymer Autor warnte vor dem Plot und vereitelte den Anschlag.

Weltwoche: Besonders faszinierend sind jene Briefautoren, die sich als wahrhaftig visionär erwiesen. Kaiserin Maria Theresia zum Beispiel, die ihre Tochter, Königin Marie-Antoinette, davor warnt, dass ihre Arroganz sie zerstören werde.

Montefiore: Dieser Brief zeigt uns die Geschichte aus einem neuen Blickwinkel. Obwohl das 20. Jahrhundert das Jahrhundert der Frauenemanzipation war, ist es das 18. Jahrhundert, das die überragenden Frauenfiguren hervorgebracht hat, besonders in den osteuropäischen Monarchien Russland und Österreich. Maria Theresia, Katharina die Grosse und Kaiserin Elisabeth I. von Russland waren formidable weibliche Regentinnen. Besonders Maria Theresia war ausgesprochen intelligent

und scharfsinnig. «Dein Glück kann sich nur allzu schnell wandeln, und durch eigenes Verschulden könntest Du leicht in tiefstes Elend stürzen», schreibt sie Marie-Antoinette 1775 nach Versailles.

Weltwoche: Und verbittert fügt sie an: «Ich hoffe, ich werde nicht mehr miterleben, wie das Unheil Dich einholt.»

Montefiore: Sehr aufwühlend, und natürlich hat Maria Theresia die Französische Revolution vorausgesehen, das ist schon aussergewöhnlich.

Weltwoche: Ein Brief sticht heraus, weil er nie abgeschickt wurde.

Montefiore: Der Entwurf von US-Präsident Eisenhower, der sich an die Truppen wendet, wenn der D-Day gescheitert wäre.

Weltwoche: Bemerkenswert sind Eisenhowers letzte Zeilen: «Falls dem Versuch irgendeine Schuld oder ein Makel anhaftet, so ist dies ganz allein mir zuzuschreiben.» Das ist die Art von totaler öffentlicher Übernahme von Verantwortung, die in der Geschichte absolut selten ist.

Montefiore: Ich stimme zu. Absolut bemerkenswert. Natürlich wäre es das grösste Desaster aller Zeiten gewesen, wenn die Invasion schiefgegangen wäre. Wenn man sich die spanische Armada anschaut, die tatsächlich im kolossalen Desaster endete: Philipp II. hat nie daran gedacht zurückzutreten. Er plante einfach zwei weitere Invasionen. Heutzutage ist das nicht anders, wie das Beispiel von EU-Ministerpräsidentin von der Leyen zeigt. Eigentlich müsste ein politischer Führer nach einem kolossalen Desaster wie dem Impfstoffpanne sofort zurücktreten, aber sie versucht die Schuld auf jeden anderen abzuschieben, den sie finden kann. Welch ein Kontrast zu Eisenhower oder auch zu Lincoln. Der Bürgerkriegspräsident

hatte 1863 die Grösse, General Ulysses Grant zu einem entscheidenden Sieg zu gratulieren – der Einnahme von Vicksburg, Mississippi –, und dann entschuldigte er sich noch dafür, dass er die Lage völlig falsch eingeschätzt hatte: «Jetzt möchte ich das persönliche Eingeständnis ablegen, dass Sie recht hatten und ich unrecht. Ihr sehr ergebener A. Lincoln.» Welcher andere Anführer würde das tun, im Wissen, dass ein solcher Brief für alle Ewigkeit zu den Akten gelegt wird?

Weltwoche: Pulverdampf, Schweiß oder Tränen – jedem Brief haftet ein eigener Geruch an. Besonderen Genuss für unser voyeuristisches Gemüt bereiten die Briefe, die vor schmachtender Liebe und leidenschaftlichem Sex triefen. Wie jene von Anaïs Nin oder von Zar Alexander II. und seiner Mätresse und späteren Frau Katia.

Montefiore: Nichts fasziniert die Leser so, wie Zeilen über Macht und Sex, die versiegelt und mittels privater Kuriere ausgetauscht wurden. Und nun sitzen wir da und lesen die sinnlichen Intimitäten der grossen Potentaten. «Ich will dich wahnsinniger denn je, mein angebeteter Engel», schreibt Zar Alexander an Katia. «Die Zeremonie verlief gut, aber ich schwöre, ich bin immer noch erschöpft von unseren köstlichen Bingerles.» («Bingerle» war ihr Geheimwort für wilde Sexgelage, Red.) Die beiden tauschten die erotischsten Briefe aus, die je von einem Staatsoberhaupt geschrieben wurden.

Weltwoche: Heute leben wir in einer komplett übersexualisierten Zeit. Aber hat sich wirklich etwas geändert seit dem leidenschaftlichen «Sexting» zwischen Alexander und Katia?

Montefiore: Das 18. Jahrhundert war sexuell viel ungehemmter als unsere Zeit. Obwohl wir dauernd über Sex nachdenken, leben wir in einem zensorischen, neuen viktorianischen Zeitalter, in dem man verbissen versucht,

«Man ist immer wieder erstaunt über diese Super-Energie von gewissen Herrschern.»

sich gegenseitig etwas zu verbieten oder Verhaltensnormen vorzuschreiben. Vor diesem Hintergrund wirken die Briefe von Alexander und Katia noch obszöner. Die Autoren hatten natürlich nie erwartet, dass wir ihre Intimitäten lesen würden. Und dennoch hatten die Briefe schon damals enormen Wert, der über den persönlichen Austausch hinausging. Als Zar Alexander ermordet wurde, behielt Katia die Korrespondenz. Für die Geliebte des Kaisers war sie in gewisser Weise ihre Statusgarantie, und sie nahm sie mit ins Exil.

Weltwoche: Mit dem Aufkommen des Mobiltelefons und des Internets ging das goldene Zeitalter der Briefe abrupt zu Ende. Welchen Stellenwert hat ein Brief heute?

Montefiore: Der handgeschriebene Brief hat noch immer einen besonderen Stellenwert in unserer Gesellschaft. Im Gegensatz zum Surfer im Internet fühlt sich ein Briefschreiber nie einsam.

Weltwoche: Lord Byron hielt fest, Briefeschreiben sei «das einzige Mittel, das Abgeschiedenheit mit guter Gesellschaft verbindet».



«Handgeschriebene Briefe werden wieder aufgenommen»: Historiker Montefiore.

Montefiore: Clever auf den Punkt gebracht. Denn der Verfasser eines Briefes wird bereichert durch das wohlige Gefühl, dass jemand in weiter Ferne bald seine Gedanken teilen wird. Das Problem mit heutigen Korrespondenzformen wie SMS und Whatsapp ist, dass die Leute viel zu oberflächlich sind beim Verfassen. In der Eile vergeifen sich die Leute immer wieder im Ton.

Weltwoche: Allerdings lesen sich einige historische Briefe fast wie Textnachrichten oder Tweets. Inmitten von Leichen auf dem Schlachtfeld von Austerlitz kritzelt Napoleon, der soeben die Armeen Russlands und Österreichs vernichtet hat und zum Herrscher Europas aufgestiegen ist, eine kurze Notiz an seine Frau Joséphine: «Ich bin leicht [!] müde... Heute Nacht werde ich zwei oder drei Stunden schlafen.»

Montefiore: Mein Favorit ist Peter der Grosse: Nachdem er 1709 die Schweden bei Poltawa vernichtet hat und Russland zur Weltmacht geworden ist, schreibt er seiner Frau Katharina: «Komm her und feiere mit mir!» Man ist immer wieder erstaunt über diese Super-Energie von gewissen Herrschern. Denken Sie an den grossen Potemkin, an Napoleon: Sie alle starben sehr jung, und trotzdem hatten sie enorm viel erreicht.

Weltwoche: Das goldene Zeitalter der Briefe ist vorbei, doch offenbar gibt es eine Renaissance. Hohe russische Beamte haben Ihnen gesagt, dass im Kreml alle Angelegenheiten von Bedeutung per Briefnotiz erledigt werden.

Montefiore: Auch an der Downing Street hat man mir gesagt: «Es ist viel besser, einfach eine Notiz mit traditioneller Tinte zu schreiben und sie mit einem treuen Kurier zu verschicken, denn nichts [Elektronisches] ist geheim.» Eine elektronische Nachricht kann gelöscht werden, aber jemand kann sie immer kopieren, weiterleiten. Also ja, ich denke, handgeschriebene Briefe werden wieder aufgenommen.

Weltwoche: Folgerichtig beenden Sie das Buch mit Abschiedsbriefen. Sie zählen zu den herzerreissendsten Schriftstücken der gesamten Sammlung. Wir lesen, wie sich Leonard Cohen von seiner sterbenden Muse Marianne verabschiedet. «Liebste Marianne, ich bin nur ein kurzes Stück hinter Dir, nah genug, um Deine Hand zu ergreifen. Mehr muss ich gar nicht sagen. Gute Reise, meine Freundin. Ich seh' Dich bald weiter die Strasse runter. Endlose Liebe und Dankbarkeit, Leonard.»

Montefiore: Ach! (Seufzt) Wenn wir bei Lesungen berühmte Schauspieler diese Zeilen vortragen lassen, brechen die Leute in Tränen aus. Sie sind so simpel und gehen doch mitten ins Herz, ganz grosse Literatur.

Weltwoche: Nicht minder bewegend ist Ihr persönlicher Lieblings-Abschiedsbrief: Abd al-Rahman III., der glorreiche Kalif des islamischen Spaniens, der auf dem Sterbebett über die Tage wahren Glücks sinniert.

Montefiore: Zu seiner Zeit war der Kalif ein herausragender Herrscher. Konstantinopel und Córdoba waren die einzigen beiden Städte in Europa mit einer Hochkultur. Sein Abschiedsbrief an seine Söhne aus dem Jahr 961 nach Christus erinnert uns an die Vergänglichkeit des Erfolgs. Es verschlägt mir die Sprache, wenn ich seine letzten Worte lese: «Ich habe sorgfältig die Tage reinen, echten Glücks gezählt, die mir das Schicksal bemessen hat. Sie belaufen sich auf vierzehn – oh Mensch, setze nicht Dein Vertrauen in diese Welt!»

Simon Sebag Montefiore:
Geschichte schreiben: Briefe, die die Welt veränderten.
Klett-Cotta, 368 S., Fr. 34.90



Immer strebe zum Ganzen

Einige Politiker haben Corona bereits hinter sich gelassen.



Es ist noch nicht lange her, da hat man sich zur Begrüssung die Hand gegeben und gefragt: «Kommst du grade aus dem Urlaub?» oder «Hast du den neuen Schirach schon gelesen?». Eine leise vorgetragene Erkundung zum Stand des ehelichen Scheidungsverfahrens war ebenso okay wie das Geständnis: «Ich denke darüber nach, mir einen SUV zu kaufen.»

Das alles ist vorbei wie ein Polterabend oder eine Tupperware-Party. Man gibt sich nicht mehr die Hand, und die einzige Frage, die der Aufnahme der analogen Kommunikation dient, lautet: «Bist du schon geimpft?» Lautet die Antwort: «Ja», darf man nachlegen: «Biontech? Moderna? Oder etwa Astra Zeneca?»

Ohne zu erröten oder ins Stottern zu geraten, erklären uns die Manager des Ausnahmezustandes, wie sehr sie sich eine Rückkehr zur Normalität wünschen, und autorisieren «Modellversuche», die den Ausnahmezustand fortsetzen. Vor ein paar Tagen erschien in der *Welt* eine Gebrauchsanweisung für Sylt – unter welchen Bedingungen man auf die Insel fahren, dort ein Quartier finden und Gaststätten aufsuchen dürfte. Das Manual für den Urlauber las sich wie die Hausordnung einer Anstalt für schwer erziehbare Jugendliche: Kontrollen rund um die Uhr, sofortige Abschiebung bei Nichteinhalten der Vorschriften, betreute Ferien unter Corona-Bedingungen. Gemessen daran, wäre sogar ein «Kraft durch Freude»-Urlaub in einem Heim der Deutschen Arbeitsfront die bessere Wahl.

Seit kurzem kann man ein Phänomen beobachten, das es zuletzt während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit bis zur

Währungsreform gegeben hat: Schlangen vor Lebensmittelgeschäften. Der Grund ist nicht ein Warenmangel, der gerecht verteilt werden muss, es ist ein «Hygienekonzept», das die Anzahl der Kunden ins Verhältnis zur Grösse des Raumes setzt. Eine ähnliche Regelung für die zeitweise vollen bis übervollen Nahverkehrsmittel gibt es nicht. Viren fühlen sich in Supermärkten wohl, während sie einen Bogen um Bahnen und Busse machen. Wer würde es ihnen verdenken.

Also stehen wir in der Schlange, vor dem Supermarkt, vor der Apotheke, vor der Bank, ohne zu rebellieren, denn derjenige, der diese Regelung auf den Weg gebracht hat, wird sich dabei schon etwas gedacht haben, so wie er oder sie sich etwas dabei gedacht hat, einen kritischen Inzidenzwert von 100 festzulegen, weil sich das irgendwie vertraut anhört – nach Wasser, das bei 100 Grad Celsius zu kochen anfängt. Eine Inzidenz von 85 oder 125 würde dagegen völlig willkürlich klingen und nicht «evidenzbasiert».

Was das Ganze zu vermarkten hilft, ist nicht das Versprechen, dass wir sehr bald zur «Normalität» zurückkehren werden, wenn wir alle Regeln und Vorschriften einhalten, in diesem Jahr, im nächsten oder übernächsten, es ist das Wissen um die Grösse der Aufgabe, die uns das Schicksal aufgebürdet hat.

«Immer strebe zum Ganzen und, kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliess an ein Ganzes dich an!» Mit diesem Zitat von Friedrich Schiller sind Generationen von Schülern ins Leben geschickt worden, diese zwei Sätze sind der Inbegriff dessen, was Deutsche unter Gemeinschaft und Zusammen-

halt verstehen. Entweder selber ein Ganzes werden oder sich als dienendes Glied dem Ganzen anschliessen. Herr oder Hund. Autorität und Gehorsam.

Da es keine Kriege mehr gibt, die geführt werden können, keine Boxer in China, die Aufstände anzetteln, und keine Here-ro und Nama in Deutsch-Südwest, die der Kolonialmacht trotzen, bietet sich Corona als Ersatzkrieg an. Kanzlerin Merkel nennt den Kampf gegen Corona «eine nationale Kraftanstrengung», der CSU-Generalsekretär Markus Blume fordert, «das Impfen sollte zur patriotischen Selbstverständlichkeit» werden, während der Vorsitzende und Kanzlerkandidat der CDU, Armin Laschet, vor einem «Impfnationalismus» warnt. Die täglichen Reportagen aus den Impfbetrieben folgen derselben Dramaturgie wie einst die Berichte über den Betrieb von Feldlazaretten an der Ostfront.

Einige Politiker haben Corona bereits hinter sich gelassen, Gerd Müller zum Beispiel, Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Deutschland, sagt er, soll «Vorreiter in der Klimapolitik» werden, das bedeutet, «über Deutschland hinaus zu denken und noch viel stärker in eine globale Energiewende zu investieren». Müller räumt ein, dass ein klimaneutrales Deutschland, «global betrachtet», nur «ein Tropfen auf den heissen Stein» wäre, weil «98 Prozent des CO₂-Ausstosses ausserhalb Deutschlands stattfinden», in Deutschland würden nur 2 Prozent erzeugt, nicht grade viel für einen Vorreiter. Aber genug, um sich so zu fühlen.

Doppeltes Leiden

Nr. 17 – «Tyrannei der Wehleidigen»
Essay von Norbert Bolz

Hochinteressante Beschreibung der Vorgänge. Man stellt fest: Selbstbemitleider leiden leider doppelt! Das ist es, was es in der *woke*-Frage zu verstehen gilt. Wem hilft dieser Zustand? Wer alle selbsternannten Opfer dabei unterstützt, sich selber zu bejammern, vervielfältigt den Effekt nur noch und hilft ihnen, sich im metaphysischen Gruseln zu suhlen, das Mani Matter im *Coiffeurstüel* empfindet und besingt. Ganz so bierernst, wie das jetzt geworden ist, hat er's wohl nicht gemeint.

David Zaugg, Biel

Selbstbestimmung

Nr. 17 – «Die Schweiz schwimmt sich frei»
Editorial von Roger Köppel

Tatsächlich schlägt unsere Selbstbestimmung die EU-Fremdbestimmung. Auch sind die Knechtschaften durch Super-Guillotine, EU-Gericht, Unionsbürgerschaft und automatische Gesetzesübernahme Kernpunkte. Nicht die von den Linken und Mainstream-Medien portierten drei Nebenthemen. Und: Die Schlacht ist noch nicht geschlagen!

Heinrich Albrecht, Wohlen

Gelungene Intervention

Nr. 17 – «Wenn der Sargdeckel zuklappt»
Marcel Odermatt über Guy Parmelin

Geradezu befremdend wirkt, mit welcher Hartnäckigkeit die EU am Rahmenabkommen festhält, indes die Abschaffung der Zeitumstellung seit Corona kein Thema mehr ist.

Nach Parmelins gelungener Intervention in Brüssel stellt sich zwangsläufig die Frage, was ein Nein zum Rahmenabkommen den Schweizer Steuerzahler kosten wird. Vermutlich wird er sich den Frieden teuer erkaufen müssen, so lange Europas selbsternannte Friedensstifterin dringend Geld benötigt. Auf Verbündete kann die Schweiz jedenfalls nicht zählen, so lange Merkel & Co. den Rest der Welt mit helvetischen Kohäsionsmilliarden auf ihre Seite ziehen können (Millionen stehen hinter mir). Überhaupt ruft die EU-Osterweiterung unangenehme Erinnerungen wach (Lebensraum im Osten schaffen). Oder wie mein Geschichtslehrer einmal treffend bemerkte: «Es wiederholt sich alles.»

Christian Zweifel, Herrliberg

Galerie der Abzocker

Nr. 16 – «Reich werden mit der Credit Suisse»
Weltwoche-Quartett: Spitzensaläre und Aktienmisere

Die *Weltwoche* zeigt ohne Worte die Abzocker-Ahngalerie der Credit Suisse. Ohne Text, einfach nur mit Fotos strahlender, selbstbewusster Banker und dazugehörenden Fakten und Zahlen abgeholter Millionen und ins Bodenlose stürzender Aktienkurse. Es fehlt das Bild der machtgetriebenen Finanzplatz-Ikone Rainer E. Gut, der mit Nationalrat Ulrich Bremi an der Schnittstelle zwischen Banken und Politik und mit unsäglicher Personalie von McKinsey Lukas Mühlemann von der Swiss Re mit Shareholder-Auftrag zur CS holte und sich vom World Jewish Congress erpressen liess. Auch jenes von John Mack und des mit dem Allfinanz-Projekt Milliarden verdampfenden Thomas Wellauer. Dieser musste die CS mit zweistelligem millionenschwerem goldenen Fallschirm ver-

lassen. Ihr Erbe sind gesellschaftliche und soziale Bruchlinien, enorme unternehmerische Reparaturfelder und ein beschädigtes Image des Finanzplatzes sowie des internationalen Ansehens der Schweiz. Die Nachfolger tragen den Kollateralschaden ab, und wir Aktionäre finanzieren die dreissig Milliarden Bussgelder. Leider können grössenwahnsinnige und bonusorientierte Banker nicht haftpflichtig gemacht werden. Ungetreue Geschäftsführung und Vorsatz müssten nachgewiesen werden können.

Roger E. Schärer, Trin Mulin

Immer besser

Nr. 16 – «Lonza: Kalt abdschen und wegwischen»
Kolumne von Peter Bodenmann

Mir fällt auf, dass Peter Bodenmann mit dem Alter immer besser wird, weshalb man eigentlich SP-Politiker unter sechzig nicht wählen sollte. Und dass der neuste Weltkrieg mit Vakzinen ausgeführt wird. Selbst Putin, der sich zurzeit im Osten der Ukraine wieder breitmacht, um seine Krim-Annexion abzusichern, hat im Parlamentskeller in Moskau noch ein Vakzinchen gebraut und versucht es seinen Brüdern in Osteuropa zu verkaufen ... Und die Schweizer Wirtschaft sollte sich wieder vermehrt auf Amerika ausrichten statt auf die Chinesen, welche mit ihrem Laborviren-Furz sogar die Religionsbücher weltweit ad absurdum geführt haben.

Peter Fritz Gysin, Spiez

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Pia Maria Schmid (1946–2021)
Michael Collins (1930–2021)



Chaotin der Kreativität: Architektin Schmid.

Sie galt als Ikone der Gastgewerbe-Architektur, als Chaotin der Kreativität. Was sie gestaltete, wurde zum Sehnsuchtsort und Hotspot des Lifestyles. Mit dem Umbau des «Kaufleuten» in der Zürcher Innenstadt schuf sie den vielleicht bekanntesten Ausgangstempel des Landes. Wer in der Hotellerie und in der Gastronomie ein spezielles Zeichen setzen wollte, wählte die Nummer von Pia Maria Schmid. Fredi Müller, der Begründer der Eventgastronomie in Zürich, sagt über seine langjährige Weggefährtin, dass sie «als Architektin immer kompromisslos den Menschen als Nutzer ihres Schaffens voranstellte und erst sekundär die architektonische Kunst, wobei ihrer unbändigen, fröhlichen und eigensinnigen Fantasie und ihrem aussergewöhnlichen Talent zur Gestaltung von Räumen fast immer die Symbiose von beidem gelang.»

Die Begegnung mit Müller war 1976 die Initialzündung zu ihrer Karriere. Für den späteren Trendgastronomen baute Schmid eine Treppe in der Kleiderboutique Casablanca um. Nach dem «Kaufleuten» verlieh sie dem «Terrasse» am Bellevue ein neues Design. Schon bald führte kein Weg an Pia Maria Schmid mehr vorbei. 1995 wurde sie von Nuot Saratz für sein Hotel in Pontresina engagiert. Später engagierte sie Migros-Managerin Gisèle Girgis für die Neugestaltung der Räumlichkeiten auf dem Gurten. Mit dem Hotel «Montana» unter Direktor Fritz Erni schuf sie sich auch in Luzern ein Denkmal. Für die Gestaltung des Hotels «Mö-

venpick» in Berlin wurde sie 2005 zusammen mit dem Architekten Karsten Schmidt mit dem renommierten Berliner Immobilien-Award ausgezeichnet. Adrian Stalder arbeitete als Projektleiter beim Umbau des Hotels «Saratz» mit ihr zusammen: «Mit ihrer Farbigkeit und der Freude für Formen hat sie den ursprünglich eher formalen Bau auf ein neues Niveau gehoben.» Dabei kannte Schmid keine Tabus: «Wenn es in ihre Vorstellungen passte, holte sie eine Lampe im Lumimart – um als Nächstes ein teures Designerstück zu kaufen.» Ähnliches erzählt Gérard Jenni, der diverse Projekte mit Schmid umgesetzt hat: «Die meisten Architekten schleppen dich vor Arbeitsbeginn auf eine Baumesse. Pia Schmid aber kam mit einem grossen Koffer voller Ideen und besuchte zuerst das Brockenhaus.»

So unkonventionell ihre Schaffensart, so unzimperlich war ihr Auftreten. Adrian Stalder: «Sie nannte dich Arschloch – und schenkte dir am nächsten Tag zur Entschuldigung eine CD von Stiller Has.» Ihr spektakulärstes Projekt realisierte sie 2006. Sie designte das Hotelschiff «Alyssa» auf dem Nil – und lud zur Jungfernfahrt ihre ehemaligen Geschäftspartner ein.

Am 20. März endete die Fahrt des Lebens für Pia Maria Schmid. Fredi Müller sagt dazu: «Ihren Abgang von der Welt hat sie, abseits von medizinischer Hilfe, eigensinnig, mutig, still und nur von ihrem Kater Zamba sterbebegleitet, aus eigener Kraft vollzogen, so wie unerschrockene Menschen bei naturverbundenen Völkern es tun.» *Thomas Renggli*

Erst ganz am Ende seines Lebens wurde er als Vorbild entdeckt: In einer Fernsehwerbung rühmte eine Bank den amerikanischen Astronauten Michael Collins kürzlich für seine Bescheidenheit und seine Zurückhaltung bei der spektakulärsten Mission der Raumfahrtgeschichte: Apollo 11 und der Landung auf dem Mond im Juli 1969.

Grund für das Loblied war, dass Michael Collins eben nicht auf dem Erdrabanten landete. Als Pilot der Raumfähre «Columbia» umrundete er dreissig Mal den Mond, derweil seine Kollegen Neil Armstrong und Buzz Aldrin ihre Fussabdrücke im Mondstaub hinterliessen und damit den ganzen Ruhm einheimsten.

Collins machte das nichts aus. Auch einsam habe er sich nie gefühlt, selbst dann nicht, wenn er bei jedem Orbit auf der Rückseite des Mondes 48 Minuten lang von jedem Funkkontakt abgeschnitten war.

Viel mehr als der Mond habe ihn die kleine aufgehende Erde hinter dem Mondhorizont beeindruckt, sagte er. Und seine grösste Angst sei gewesen, dass es Armstrong und Aldrin nicht zurück zu ihm in die Kapsel schaffen und er als Einziger auf die Erde heimkehren würde.

Auch nach der Rückkehr hielt er sich im Hintergrund. Zum ersten Mal in seinem Leben sei er, Sohn eines US-Offiziers, froh gewesen, dass er in Rom geboren sei, erklärte er. Das habe ihm eine Konfetti-Parade in seiner Geburtsstadt erspart.

Verewigt hat er sich dennoch: Der ikonische Satz «The Eagle has landed» geht zurück auf das Abzeichnen der Mission – einen Adler, der auf dem Mond landet. Entworfen hatte es Michael Collins – der bescheidene dritte Mann. *Wolfgang Koydl*



«The Eagle has landed»: Collins.

Wenn CO₂-Ausstoss Freiheit ist

Das deutsche Verfassungsgericht zeigt, wohin die Bindung ans Pariser Abkommen führen kann.



In Deutschland sind die Klima-Aktivisten, Umweltorganisationen und Grünen am Jubeln. Aus ihrer Sicht haben sie vergangene Woche in der Umweltpolitik einen sensationellen Sieg errungen, auf oberster juristischer Ebene und zur Verblüffung all derer, die nicht an fixe Klimamodelle glauben. Das Bundesverfassungsgericht hat Beschwerden gegen das deutsche Klimaschutzgesetz teilweise stattgegeben: Das heisst, das deutsche Gesetz zu Treibhausgasemissionen, Energiewende et cetera wird zum Teil als verfassungswidrig eingestuft.

Warum? «Klimaschutz ist Freiheitsschutz», das sei die neue Gleichung, triumphierte die Gewinnerseite. Aus Sicht der Richter verletzen die heutigen Regeln verfassungsmässige Freiheitsrechte – grob gesagt – in dem Sinne, dass Deutschland die notwendige Reduktion seiner CO₂-Emissionen zu stark in die Zukunft verschieben könnte und deshalb die künftigen Generationen irgendwann ein so grosses Pensum bewältigen müssten, dass das ihre Freiheit einschränke. Anders gesagt: Wenn man heute zu wenig macht für die Treibhausgasreduktion, müssen denn die Urenkel den grossen Rest erledigen, das ist nicht in Ordnung.

Das Gericht argumentiert dabei in einem starren Rahmen. Erstens: Die von Deutschland im Pariser und anderen Abkommen versprochenen Treibhausgas-Reduktionsziele sind einzuhalten. Zweitens: Die mit dem Pariser Prozess verbundenen wissenschaftlichen Modelle zu Erderwärmung und die Massnahmen dagegen sind geeignete Berechnungsgrundlagen zur Beurteilung der Klimapolitik. Drittens folgt daraus: Es gibt ein bestimmtes Budget an CO₂-

Emissionen, das ein Land bis zum Erreichen des Netto-null-Zeitpunkts (2050) zugute hat. Je höher der Ausstoss heute, desto weniger darf es also morgen sein. Pikanterweise setzen die Richter CO₂-Ausstoss beziehungsweise Erdölverbrauch offenbar mit Freiheit gleich. Geben via CO₂ also zu verstehen, wie viel Freiheit heute und wie viel Freiheit morgen sein darf.

In diesem Rahmen sagten die Richter nun, im deutschen Klimaschutzgesetz sei zu wenig genau festgelegt, wie die Reduktionsziele für die Zeit nach 2030 aussähen. Die deutsche Umweltministerin Svenja Schulze (SPD) will sofort über die Bücher gehen.

Auf den ersten Blick ist das Richterurteil von unglaublich starrer, kommandomässiger und anmassender Art, nach dem Motto: «Man weiss, wie alles kommt, der Plan zur Weltrettung ist einzuhalten.» Ein Horror für die Vernunft, für die Ökonomie.

Bei näherem Hinsehen erscheint es aber viel raffinierter: Stefan Kooths, Ökonomieprofessor am Institut für Weltwirtschaft in Kiel, weist darauf hin, dass dies als bedingtes Urteil anzusehen sei, quasi als Wenn-dann-Formel. Konkret: Wenn Deutschland fix auf das Pariser Abkommen mit seinen Zielvorgaben und Klimamodellen setzt, dann muss es ein Klimaschutzgesetz machen, das dazu passt. Dann muss die Emissionsplanung tatsächlich über 2030 hinaus durchgezogen werden bis zum Ende des klimapolitischen Horizonts.

Aus dieser Sicht ist das Urteil auch ein Glücksfall. Es ruft nämlich danach, das man sich die Konsequenzen genau überlegt für den Fall, dass man sich tatsächlich an die Klimapolitik à la Paris

und Uno-Weltklimarat kettet. Die Kosten aus dem sturen Festhalten am Langzeitplan können jede Vorstellungskraft sprengen. Auf Jahrzehnte hinaus starr die CO₂-Reduktionsziele zu erfüllen, kann ja bedeuten, dass man gigantische Summen ins Vermeiden steckt, die dann fehlen, wenn es um Investitionen zum Schutz gegen Folgen des Klimawandels oder um Reparaturen geht. Zugespitzt ausgedrückt: Was vorher für sinnlose CO₂-Reduktion verschwendet wird, fehlt dann für lebensrettende Massnahmen, wenn Anpassungen an neue Verhältnisse nötig werden. Wie gesagt, das gilt für den Fall, dass man sich «Paris» ausliefert.

Profitieren von EU und USA

In den USA und in der EU wollen die Politiker enorme Stützungsprogramme für die Wirtschaft durchziehen, für zwei Billionen Euro in Europa, rund sechs Billionen Dollar in Amerika. Corona-Hilfe, Green New Deal und Infrastruktur sind Schlagworte, die Aufschwung und Innovationen bringen sollen. In der Schweiz rufen vor allem rot-grüne Politiker nach Ähnlichem im Kleinformat, auch mit dem Argument, dass man doch nachziehen müsse, wenn rundherum derart geklotzt werde, sonst gerate man in einen Nachteil.

Das stimmt nicht. Je «klotziger» andere ihre Ankurbelungsprogramme ausgestalten, desto mehr hat die Umgebung auch davon. In offenen Volkswirtschaften verpufft ein guter Teil der Stimulation zu den Handelspartnern. Als kleines offenes Land darf die Schweiz ruhig davon profitieren, sie hat ja im Gegenzug genug Nachteile zu verdauen, die aus lockerer ausländischer Geldpolitik stammen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Utopist, Pazifist,
Reaktionär:
Die Facetten
des Joseph Beuys.
Hans Peter Riegel, Seite 56



Weg von einem Leben als Toteninsel.

Arnold Böcklin, «Selbstbildnis mit fiedelndem Tod», 1872 – Es waren Zeiten, in denen Gott im Begriff war zu sterben. All die christlichen Werte lagen voller ausgehauchtem Leben auf dem Sterbebett, und Gott, als Stifter, Wächter und Garant, würde bald tot sein. Die Menschen selbst haben ihn getötet, indem sie seine Werte nicht mehr gelebt hatten; überall nur Dekonstruktion, Nihilismus und Vergänglichkeit.

Der Basler Arnold Böcklin (1827–1901) malte seine Zeit, ihr Leuchten und ihr Dunkel, ihre Mythen, ihre Ängste, ihre Grausamkeit, ihre Schönheit, ihre Todessehnsucht, ihr Sehnen auch nach der Antike, als der Mensch mit der Natur noch verschmolzen war und für alles und jedes einen Gott als Wegweiser hatte.

Die Philosophie jener Zeit nahm ihm die Angst vor dem Tod, Schopenhauer vor allem, den er gerne zitierte: «Das schaurigste Übel, der Tod, geht uns nichts an, denn solange wir sind, ist der Tod nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir nicht mehr.» Und dem Sterben flog er davon.

Böcklin sehnte sich nach Flügeln, die ihn lösten von der Erde und ihn trügen in jene Sphären, in denen nur noch Luft und Wolken sind und Leichtigkeit. In denen alles schwebt und schwerelos scheint und in die sich der Mensch erst mit seinem Tode emporschwingen kann. Er träumte vom Himmel auf Erden und konstruierte Flugapparate.

In Rom wollte er das erste Mal die Erde verlassen, in der päpstlichen Reitschule, aber die damalige Inquisition erlaubte keine Ausflüge zu den Pforten von Gottes Reich, wollte Böcklin verhaften, der die Schwalbe machte.

Nie hob er wirklich ab, was den Vorteil hatte, dass er nie abstürzte, doch die Flügel seines Traumes liessen ihn dennoch fliegen. Weg von einem Leben als Toteninsel, auf der acht seiner vierzehn Kinder starben und ein Schlaganfall ihn eintauchen liess in eine abgestorbene Welt. Hin zu einem Himmel mit auf der G-Saite einer Geige fiedelndem Tod. *Michael Bahnerth*

Unerschrockener Geist

Am 6. Mai wäre der Dichter Erich Fried hundert Jahre alt geworden. Seine Gedichte und seine bewegte Biografie faszinieren heute noch.

Bernadette Conrad

Erich Fried: Mitunter sogar Lachen. Erinnerungen. Verlag Klaus Wagenbach. 208 S., Fr. 39.90

Erich Fried: Freiheit herrscht nicht. Gespräche und Interviews. Hg. von Volker Kaukoreit und Tanja Gausterer. Verlag Klaus Wagenbach. 160 S., Fr. 19.90

Als Erich Fried im Jahr 1938 aus dem nationalsozialistischen Österreich floh und ein neues Leben in England begann, hatte der gerade Siebzehnjährige schon Stoff für ein ganzes Leben hinter sich. Und nicht nur das: Er war diesem Stoff in den Wiener Jahren seiner Kindheit und Jugend mit extremer geistiger Wachheit, emotionaler und intellektueller Kreativität begegnet.

Hochbegabt und gewitzt, unterhielt schon der sechsjährige Erich im Park andere Kinder mit erfundenen Geschichten und kleinen Theaterinszenierungen, damit auch seine physische Bewegungsstörung kompensierend. Bald war er für die Bühne entdeckt, als vielversprechender Kinderschauspieler mit «geradezu dämonischer Wirkung». Besonders ein Ereignis aus dieser Zeit weist voraus auf den lebenslang politisch denkenden und schreibenden Dichter Fried: Im Juli 1927 hatte der Erstklässler zufällig an der Hand der Mutter den «Blutigen Freitag» miterlebt, als die Polizei auf demonstrierende Arbeiter schoss; 84 Arbeiter und fünf Polizisten starben. Das Bild der «Bahnen mit Toten und Verwundeten» prägte sich dem Kind ebenso ein wie die bald darauf auf Plakatwänden erscheinenden, von Karl Kraus unterzeichneten Aufrufe an den verantwortlichen Polizeipräsidenten, zurückzutreten. Als der sechsjährige Erich an Weihnachten 1927 in einem Festsaal ein Weihnachtsgedicht vortragen sollte und erfuhr, dass dieser im Saal sei, verkündete er, er werde nicht vor dem Herrn Polizeipräsidenten vortragen, woraufhin dieser mit krachend hinter sich zuschlagender Tür den Festsaal verließ.

Politisch wach seit Kindertagen, bewältigte der heranwachsende junge österreichische



«Welcher Weg wird am Ende besser gewesen sein?»: Dichter Fried.

Jude Fried die bitterernsten Jahre, die folgten, auf oft erstaunliche Weise. Dass im Österreich der 1930er Jahre die gegensätzlichen politischen Lager der Sozialdemokraten und der aufstrebenden Nationalsozialisten in der gemeinsamen Feindschaft gegenüber dem «klerikalfaschistischen Regime» von Engelbert Dollfuß vereint waren, bedeutete in der Konsequenz, dass die Diskussionen zwar kontrovers, aber «keineswegs feindselig» geführt wurden.

Das über lange gemeinsame Schuljahre am Gymnasium geknüpfte Band aus Solidarität und Offenheit konnten die wachsenden politischen Spannungen nicht sprengen. Als Fried einmal, sechzehnjährig, dem Mitschüler in der Hitlerjugend einen dicken Stoss antisemitischer Hetzblätter entriss und ein weiterer junger Nazi den Juden Fried zu beschimpfen begann, stellte sich der Mitschüler klar vor seinen Freund. Auf Fried's Vorschlag organisierte der Hitlerjunge sogar Geld und eine Abschiedsfeier für einen Mitschüler, damit dieser mit seiner jüdischen Braut Österreich verlassen konnte.

Tiefer Humanismus

Stauend liest man diese Geschichten von selbstverständlich gelebter Toleranz. «Mag sein», schreibt Josef Haslinger im Nachwort zu dem spannenden Band, «dass der enge persönliche Kontakt mit dem politischen Gegner in den Jahren 1934 bis 1938 die Grundlage für seinen tiefen Humanismus bildet, der es ihm immer wieder erlaubt hat, auf den politischen Gegner zuzugehen und vielleicht sogar sich selbst zu korrigieren, wenn er sich verrannt hatte.» Ob es auch dieser Glaube an eine Kultur des menschlichen Respekts war, der dem jungen Fried, der nach Hitlers Einmarsch in Wien im März 1938 eine Widerstandsgruppe gegründet hatte, Mut eingab?

Er war mit Propagandamaterial und einem Freund unterwegs, als ein SS-Mann sie ansprach und mit zur Wache nahm. «Dass ich, der ohnehin eine leichte Bewegungsstörung hatte und nicht gut marschieren und schon gar nicht laufen und springen konnte, einen KZ-Aufenthalt nicht überleben würde, war so gut wie sicher. So also sah der Tod aus? Ein Mann mittleren Alters in schwarzer Uniform, mit ein wenig traurigem, aber gar nicht böartigem Gesicht ... Ich riss mich zusammen und fragte: «Muss das unbedingt sein?» Es wird wahrscheinlich nicht länger als eine Sekunde gewesen sein. Dann machte er eine Handbewegung und sagte: «Gehen Sie.»»

Als seine «Heldenzeitjugend» beschreibt Fried halb ernst, halb ironisch die Monate, die nun folgten: seine ahnungsvolle Vorbereitung, als sich die Eltern im April 1938 öffentlich mit anderen jüdischen Freunden trafen und verhaftet wurden. Der knapp Siebzehnjährige versuchte, über einen mit den Nazis liierten,



befreundeten Anwalt Hilfe aus Deutschland zu organisieren. Zu spät für den Vater: Ihm hatte ein Gestapo-Mann die Magenwand zertrümmert. Er schleppte sich nach Hause – von einem Tag auf den anderen weisshaarig geworden, so dass ihn sein Sohn auf der Treppe nicht erkannte – und starb wenige Stunden später. In London begann Fried als «bettelarmer Flüchtling». «Ich wusste, dass es durch Hitler zum Krieg kommen werde und dass dann alle den Nazibehörden bekannten aktiven Antifaschisten auf die eine oder andere Art umgebracht werden würden.»

Für rund siebzig jüdische Menschen, darunter seine Mutter, gelang es ihm, lebensrettende Visa für England zu organisieren. Er verkaufte Bleirohre aus leerstehenden Villen an Altmetallhandlungen, um Geld zu beschaffen; er gab sich als einflussreicher Lord aus und er-

Tiefstieg er in die Arbeit als literarischer Übersetzer ein – von Eliot, Thomas, Shakespeare.

reichte bei der Gestapo die Freilassung zweier Gefangener. Auf ähnlich einfallsreichen Wegen kam er zum ersten Schreibjob und – mit zweieinhalb Pfund in der Tasche – zu einer halbkaputten Schreibmaschine. Die Nachkriegsjahre waren schwer. Eine kurze erste Ehe, Arbeit in der Fabrik, Aneignung des «Dichter-Handwerks»: «Ich ordne Bücher, lese, lese, lese – spreche einer ganzen Anzahl von jungen Wesen Mut zu [...] es hat etwas Verlogenes an sich, wenn ich bedenke, wie unwahrscheinlich gut es mir gelingt und wie wenig Mut ich selbst habe», heisst es in einem Brief von 1940. Einem ersten Gedichtband, «Österreich» (1944), folgte zwölf Jahre erst mal kein weiterer. Fried schrieb in zahlreichen Zeitschriften, arbeitete bei der BBC. «Ich blieb zunächst einmal traurig da»,

so beschrieb Fried die Lage in einem späteren Interview. England sei «sehr wenig Heimat» – die Rückkehr nach Österreich oder Deutschland wäre aber nur möglich gewesen, wenn er die begründete Hoffnung hätte haben können, mit Gleichgesinnten eine «bessere, das hiess für mich, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen». England bedeutete aber auch die Bereicherung durch die Herausforderung, eine andere Sprache, Literatur und mit ihr eine andere zivilisatorische Weise, «an die Gestaltung von Gedanken und Gefühlen zu gehen», zu erobern. Tief stieg Fried in die Arbeit als literarischer Übersetzer ein, von Dylan Thomas, T. S. Eliot, William Shakespeare.

«Aus dem Leben bin ich in die Gedichte gegangen / Aus den Gedichten bin ich ins Leben gegangen / Welcher Weg wird am Ende besser gewesen sein?»

Fried's Lebensort blieb England: seit 1965 in dritter Ehe mit Catherine Boswell verheiratet, mit der er nach drei Kindern aus den ersten Ehen noch drei gemeinsame Kinder hatte. Sich klar gegen den bewaffneten Kampf aussprechend, unterstützte Fried in den 1970er Jahren konsequent die linke Opposition in ihren Protesten. Gedichtbände dieser Jahre wie «Die Freiheit, den Mund aufzumachen» (1972) oder «Höre, Israel!» (1974) gehören zu jener «engagierten Literatur», als deren «Hauptaufgabe» Fried es sieht, «gegen die Entfremdung zu kämpfen – für das wirkliche Hören, Sehen, Fühlen, Denken gegenüber den Schablonen und den denkfeindlichen und sehfeindlichen Mustern in unserer Gesellschaft».

Solidarisch gegen «Unterdrückung»

In der Folge des «deutschen Herbstes» 1976/77 und seiner vor allem in Gedichten ausgedrückten empathischen Suche nach den gesellschaftspolitischen Ursachen des Terrors gingen sowohl Presse als auch Politik in Deutschland hart gegen Fried vor: Ein Gedicht wie das nach Ulrike Meinhofs Tod verfasste «Die Anfrage» wollte man «lieber verbrannt sehen», hiess es in einer politischen Stellungnahme.

Wie oft Fried's lebenslanger Anspruch wahrte an sich selbst, solidarisch gegen «Unterdrückung und Unrecht» einzutreten und Mitmenschen zu helfen – auch das spiegeln seine Gedichte, von denen heute die 1979 erschienenen «Liebesgedichte» die bekanntesten sein dürften. Sein unerschrockener Geist blieb ihm auch dann, als er ahnte, dass er, nach der dritten Krebsoperation 1988, nicht mehr viel Zeit haben würde: «Ich will mich in der letzten Zeit vor meinem Tod nicht mit dem Lebenbleibenwollen beschäftigen, ich will das sehen und tun, was es im Leben zu sehen und zu tun gibt. Ich bin neugierig, vielleicht neugieriger als je zuvor.» Fried starb am 22. November 1988.

Auf dem Sprung

Anton Beck

Lana Bastasic: Fang den Hasen.
S. Fischer. 336 S., Fr. 33.90

Das Tram vor dem Literaturhaus fährt pünktlich ein und pünktlich ab. Ein Mann wirft seinen Becher in den Abfalleimer, die Luft riecht klar. Als wir losgehen, meint Lana Bastasic, es komme ihr vor, als habe sie alles, was es über ihren Roman zu sagen gebe, schon einmal gesagt. «Fang den Hasen», ihr Debüt, erschien im bosnischen Original vor drei Jahren, die deutsche Übersetzung ist seit Anfang März auf dem Markt. Das Buch erzählt von zwei jungen Frauen, Lejla und Sara, die in der gemeinsamen Kindheit in Bosnien Freundinnen waren, deren Wege sich aber trennten.

Die eine, Sara, verschlug es nach Dublin, in einen mehr oder weniger durchschnittlichen Alltag mit mehr oder weniger befriedigenden Partnern und Beschäftigungen. Ihre Freundin verlor sie aus den Augen, und erst ein Anruf nach zwölf Jahren befördert sie zurück nach Festlandeuropa, auf einen Roadtrip, um nach dem verschollenen Bruder Lejlas zu suchen; die Fahrt führt vom Balkan nach Wien ins Museum Albertina, zu Albrecht Dürers Zeichnung «Der Hase» – ein Leitmotiv in Bastasics Buch. Der Hase ist auch eine Anspielung auf «Alice im Wunderland», der zwölfteilige Aufbau und Dublin eine auf James Joyces «Ulysses». Bastasic erklärt das alles gern, und die Feuilletons freuen sich an den versteckten Verweisen im Buch, das 2020 mit dem Literaturpreis der Europäischen Union ausgezeichnet wurde.

Rund ums schwarze Loch

Der Himmel ist grau, aber hin und wieder schafft es ein Sonnenstrahl an jenem Apriltag zu uns. Bastasic geht zügig, als folgte der Spaziergang einer Route, die es in einer bestimmten Zeit zu bewältigen gäbe. Es sei ihr dennoch wichtig, dass das Buch auch ohne all diese Referenzen gelesen werden könne, sagt sie, als ein Buch über eine Frauenfreundschaft – ein seltenes Thema in der osteuropäischen Literatur, wie sie erklärt. «So viele Kriegsgeschichten über Männer wurden schon geschrieben, aber wir haben ganz wenige über Frauen oder Kinder. Es gibt da einen Teil der Geschichte, der noch nicht erzählt wurde.»

Auch wenn das Buch von der kriegerischen Geschichte Jugoslawiens berichtet, ist es nicht gewalttätig, nicht explizit, vielmehr eine Sammlung von Erinnerungen: «Dein älterer Bruder. In der grossen Pause ging er nie raus, sass ständig mit seinen Freunden in der Klasse rum. Seine Augen waren irgendwie gross für



«Irgendwie ähneln momentan alle Städte einander»: Autorin Bastasic.

einen Jungen. Sein Haar zu lang. Er las Bücher, die nicht auf der Lektüreliste standen, als gäbe es nichts Besseres zu tun.»

Bastasic bringt den Vergleich mit einem schwarzen Loch auf, das nur anhand dessen beschrieben werden könne, was es umgibt. So sei es auch mit dem Krieg in «Fang den Hasen». Sie ist auf Einladung des Literaturhauses Zürich und der Stiftung PWG als «Writer in Residence» in der Stadt, in der es die Temperaturen noch im April kaum über den Gefrierpunkt schaffen. Davor war sie an verschiedenen Orten, unter anderem sieben Jahre in Barcelona; kurz vor unserem Treffen war sie nochmals in Spanien, wo momentan vieles gleich sei wie in Zürich. «Irgendwie ähneln momentan alle Städte einander.» Deshalb könne sie mir noch nicht

«Es gibt da einen Teil der Geschichte, der noch nicht erzählt wurde.»

sagen, was sie von Zürich halte, sie habe noch nicht die Möglichkeit gehabt, viele Kontakte zu knüpfen. Sie mache viel Werbung für das Buch, gebe Interviews und versuche zu schreiben, was schwer sei mit dem alten Roman ständig im Kopf.

Es war eine spontane Entscheidung, die Bastasic nach Zürich führte, sie bekam das Angebot und sagte zu, trotz Pandemie. «Ich mache nicht wirklich Pläne. Es war eine bewusste Entscheidung, sichere Jobs aufzugeben, die mich nicht glücklich machten, und nur zu schreiben.» Ein unvorhersehbares Leben also. Weil ohnehin jegliche Sicherheit eine Illusion ist? «Genau. Zumindest hat uns Corona daran erinnert. Gerade Leute, die einen so durchgetakteten Alltag hatten.» Aber nur im Heute und Jetzt kann man ja auch nicht wirklich existieren?

«Stimmt», gibt sie zu, «wir geben vor zu wissen, was passiert, weil es womöglich der einzige Weg ist.»

Auch Lejla und Sara geben vor zu wissen, was passiert, obgleich sie im Unwissen herumtaumeln. Etwa als sich die beiden während ihres Roadtrips zerstreiten und die eine ins Dunkle, in ein Maisfeld, flieht. Oder als sie sich über ihre ersten sexuellen Erfahrungen austauschen – ständig im Spiel von Distanz und Direktheit. Genau deshalb ist «Fang den Hasen» lesenswert. Es berichtet aus neuer Perspektive mit viel Komik und sprachlicher Finesse über ein dunkles Kapitel europäischer Geschichte – erst nach dem Lesen fällt einem auf, dass es zwischen all den Kindheits-erinnerungen und Liebesaneddoten um Gewalt und Unterdrückung, um Kontrollverlust geht. Nie direkt, nie aufdringlich, tatsächlich ein wenig wie in einem verträumten Wunderland, in dem man Ruhe finden und abschalten, aber bei einem genaueren Blick auch allerlei Dinge entdecken kann.

Sauberes Zürich

Gegen Ende unseres Spaziergangs verlässt Bastasic den sicheren Boden von Literatur und Kunst. Wir sprechen nochmals über die Schweiz. «Es gibt diese Vorstellung eines wunderschönen, neutralen Landes, in das die Künstler in Kriegszeiten fliehen können. Aber wenn man hier ist, sieht man auch eine andere Seite, dass Neutralität nämlich nie wirklich neutral ist. Dieses Land, das Leute willkommen hiess, die Hilfe benötigten – jetzt sehe ich es auch als ein Land, das sich verschliesst. Aus Angst, dass jemand kommt und uns alles verdirbt.» Die Schweiz solle stolz darauf sein, dass sie Leute willkommen heissen und ihnen die Möglichkeit für ein glückliches Leben geboten habe, sagt Bastasic.



Das könnten nicht viele Länder von sich behaupten, fügt sie hinzu. Sie zitiert Joyce, der angeblich sagte, Zürich sei so sauber, dass man vom Boden Minestrone essen könne; sie spricht von der zunehmenden Kälte – dieses Mal nicht auf die Temperatur bezogen. Das sei aber nicht nur hier der Fall, das sei wohl überall so. Ihr Tram kommt, Lana Bastasic rennt los und schafft es als Letzte rein. So kalt kommt es mir gar nicht vor. Aber sauber, denke ich und werfe den Kaffeebecher in den Müll, sauber ist diese Stadt tatsächlich.

Tage ohne Tabak, Jahre ohne Frauen

Jürg Altwegg

Philippe Muray: Das Reich des Guten.
Aus dem Französischen von Nicola Denis.
Matthes & Seitz. 180 S., Fr. 29.90

Als Philippe Muray im März 2006 im Alter von sechzig Jahren starb, grassierte gerade H5N1, und Jean Baudrillard spottete in seinem Nachruf: «Zu gerne hätten wir uns mit ihm über die groteske Brandungswelle der Vogelgrippe gefreut, diese jüngste Performance der internationalen Gemeinschaft.» Noch war Muray, dessen Essay «Das Reich des Guten» 1991 erschien, erst einem eher kleinen Kreis von Lesern vertraut, doch sein Aufstieg zum Kultautor hatte begonnen. Aus Anlass seines Todes und der Vogelgrippe – nicht an ihr, sondern an Lungenkrebs war Muray gestorben – verhöhnte Baudrillard den «totalen Präventionskrieg gegen das geringste ansteckende Molekül und gegen die geringste Abweichung, Ausnahme, Besonderheit». Die Welt, so Baudrillard, habe die Wirklichkeit verlassen.

Vier Jahre später druckte das linke Nachrichtenmagazin *L'Obs* den Nachruf ein zweites Mal. Jetzt im Rahmen eines Dossiers, das Muray zum «neuen Meisterdenker» adelte. Michel Houellebecq feierte ihn als «einen der grössten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts». Auf Muray verwies Houellebecq auch, als ihm 2016 der Frank-Schirmmacher-Preis verliehen wurde und er der *Weltwoche* ein Interview gewährte: «Murays Ideen verdienen Verbreitung, sehr viel mehr als jene der meisten Intellektuellen und auch mehr als meine.» Doch erst im Corona-Jahr 2020 hat der Verlag Matthes & Seitz «Das Reich des Guten» in deutscher Übersetzung herausgebracht. Er vergleicht die Bedeutung des Buchs mit dem «Anschwellenden Bocksgesang» von Botho Strauss, dem «Das Reich des Guten» zwei Jahre vorausgegangen war.

Im Dienst der Hygiene

Muray porträtiert den Zeitgenossen als «Homo festivus» und die Gesellschaft als Freizeitpark. Sein Utopia heisst «Cordicopolis»: Man ist dort dem Guten verpflichtet, frönt dem Konsum und dem Geniessen. Leidenschaften und Exzesse sind verpönt, Tragödien passé. Die – auch geistige – Gesundheit erscheint als höchstes Gut. Im Dienst der Hygiene werden «Tage ohne Tabak» veranstaltet, denen «Jahre ohne Frauen» folgen. In «Cordicopolis», dem Land der Herzen, werden die Ideologien fettarm und die Kriege sauber. Die Bomben auf Bagdad beschreibt Muray als Feuerwerk für das Fernsehen: Der Golfkrieg im Jahr 1991 war der erste, den die antitotalitären Intellektuellen in der Rhetorik der Vergangenheitsbewältigung gegen einen Wiedergänger Hitlers führten. Das Böse wird ausgemerzt, bis es wie in Orwells «Neusprech» dafür gar keine Worte mehr gibt. Man habe, so Muray, die «Realität eliminiert, hörte aber nicht auf, uns weiszumachen, dass die Wirklichkeit als Imitation weiterlebe».

In einer Neuauflage 1998 bedauerte der Autor im Vorwort, dass er sich nicht mit dem Kulturminister Jack Lang und generell der linken Kulturpolitik als Volkserziehung und -verdummung angelegt habe: «Das Böse hat sich verschlimmert.» Die Gesellschaft war seinem «Reich des Guten» immer ähnlicher geworden. «Die Feldzüge gegen das Rauchen und die Pädophilie, die Homophobie und die Fremden-



feindlichkeit haben die grossen Kriege mit Toten abgelöst und verleihen der Pflicht zur humanitären Einmischung den Anschein eines immerwährenden Kreuzzugs.» Nach dem Attentat auf die Twin Towers schrieb er den islamistischen Terroristen einen offenen Brief, in dem er ihnen den Endsieg verhies: «Denn wir sind noch toter als Sie.»

In Frankreich ist derweil – ebenfalls mit dreissig Jahren Verspätung – der dritte Band seiner Tagebücher erschienen: «Ultima Necat III. Journal intime. 1989–1991». Darin rechnet er mit allen seinen Freunden und den generösesten Gönnern ab. «Er bewirft sie mit Schlamm», empörte sich Jacques Henric in der Zeitschrift *Art Press*. Bei Henric und seiner Lebensgefährtin Catherine Millet («Das sexuelle Leben der Catherine M.») war Muray

Die Tagebücher ermöglichen einen Blick in die Intimsphäre des Pariser Literaturbetriebs.

regelmässig zu Gast. Er brachte Geschenke mit, lobte das Essen und die guten gegenseitigen Beziehungen. Kaum war er zu Hause, notierte er in seinem Tagebuch, wie grauenhaft der Abend war und was für unerträgliche Menschen seine Freunde seien. Auch deren Werke zerpfückte er nach Strich und Faden.

Nicht nur Henric und Millet werden vorgeführt. Die Tagebücher ermöglichen einen Blick durchs Schlüsselloch in die Intimsphäre des Pariser Literaturbetriebs. Philippe Sollers und Bernard-Henri Lévy, die in den Verlagen wie in den Medien über Macht und Einfluss verfügen, sind bevorzugte Zielscheiben des Autors: Sie verhindern seinen Durchbruch, sie sabotieren seine Werke. Als ein Manuskript abgelehnt wird, bemüht Muray Proust, dessen «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» die bei Gallimard festangestellten Dichter aus Angst vor einem Rivalen nicht herausbringen wollten. Als Romancier hält sich Muray für den Balzac des 20. Jahrhunderts. Im Bereich der Kulturkritik ist er Baudelaire. Manchmal liest er seine Bücher, die verrissen oder gar nicht besprochen wurden, nochmals: «Mein Eindruck: ein Meisterwerk.»

1989 war für den Chronisten als verkanntes Genie ein ganz besonders ergiebiges Jahr. «Die dritte Reformation ist im Gang», notiert er am 1. Juli 1989. «Der gemeinsame Markt ist die Rache der Deutschen für zwei verlorene Weltkriege.» Im November zitiert er Hitler: «Deutschland wird erst dann wirklich Deutschland sein, wenn es Europa beherrscht.» Nach dem Fall der Mauer verhöhnt er die «Familienzusammenführung der Protestanten aus Ost und West» und plädiert für den Wiederaufbau der Mauer am Rhein: «zum Schutz des lateinischen Europa».

Cancel-Culture

«Ich nehme nichts zurück»

Adolf Muschg

Canceling heisst: eine Menschengruppe abschreiben. Das heisst: aus der Liste gesprächsberechtigter Zeitgenossen streichen. Sie werden «gezeichnet». Damit tut man eben das, was man ihnen – zum Beispiel den «weissen alten Männern» – als historische Todsünde unterstellt. Das Realste an dieser Konstruktion sind ihre Folgen: die Spaltung der Gesellschaft, die etwa dazu geführt hat, dass viele «weisse alte Männer» in den USA nur darauf warten, Trump wiederzuwählen. Aus erpressten Identitäten wird nie eine friedensfähige Gesellschaft, und von der angenommenen Identität ist es nur noch ein Schritt zur «Volksgemeinschaft» um jeden Preis. Aber doch immer noch ein weiter Weg zu «Auschwitz»?

Das ist das Reizwort par excellence, und es ist nicht das erste Mal, dass ich gut daran getan hätte, es mir zu sparen. Wer das Gespräch als Ganzes nicht sehen konnte oder wollte, pickt sich wenigstens eine Rosine als «Aufreger» heraus und vergiftet sie zu Lasten des Sprechers – oder des Moderators, der hätte intervenieren müssen, oder gleich des Schweizer Fernsehens – und genehmigt sich seinen Beitrag zur Korrektheit – *canceling culture*.

Zur Entlastung aller andern Stellen erkläre ich hiermit: Ich hätte das Unwort besser nicht gebraucht. Aber füge, um der Wahrheit willen, hinzu: Es ist nicht korrekt, leider, Auschwitz als Singularität zu betrachten, auch wenn es für jeden Deutschen Ehrensache, eine Sache der eigenen Verpflichtung ist, sie als solche zu behandeln. Nie wieder!

Aber jeder ehrliche Blick in die Menschheitsgeschichte belehrt uns eines andern:

Canceling bleibt eine Kultur der Spaltung, und ihr Kern steckt in uns selbst. Solange wir im geschwärtzten Gesicht des Andern nicht den eigenen Schatten erkennen wollen, erscheint der Andere als Feind. Davon (wenn auch nicht nur davon) handelte das Gespräch in der «Sternstunde». Respekt vor meinem Gesprächspartner; ich nehme nichts zurück.

Adolf Muschg ist einer der renommiertesten Schweizer Schriftsteller. Sein jüngster Auftritt in der SRF-«Sternstunde» wird kontrovers diskutiert.

Ablenkende Selbstinszenierung

Allan Guggenbühl

Die Aktion «Alles dichtmachen» und der Auschwitz-Vergleich Adolf Muschgs haben Shitstorms ausgelöst. Die Schauspieler versuchten, satirisch auf ihre Situation während der Corona-Pandemie aufmerksam zu machen, und Adolf Muschg verglich die Auswirkungen der Cancel-Culture mit Auschwitz. Die Beiträge der Schauspieler wirken weinerlich, und der Auschwitz-Vergleich war sicher unangebracht. Problematisch ist jedoch die Empörungswelle, die ihnen entgegenbrandete. Neben persönlichen Verunglimpfungen wimmelte es von süffisanten Feuilletonkritiken und politischen Kaltstellungen. Solche Personen müssten mundtot gemacht und ausgegrenzt werden, wurde hundertfach gefordert.

Empfindlichkeiten einer Minderheit

Shitstorms, die eine gesellschaftliche Ächtung verlangen, sind verbreitet. J.K. Rowlings Bücher wurden virtuell verbrannt, weil sie sich weigert, von «Personen, die menstruieren» statt von «Frauen» zu schreiben, und Woody Allens Filme werden boykottiert wegen seines angeblichen sexuellen Übergriffs. Nicht nur

Statt sich auf die konträre Gegenstimme einzulassen, wird ein Feindbild konstruiert.

wird nicht zwischen Person und Werk differenziert, Kennzeichen der Cancel-Culture ist auch, dass sie für sich eine höhere moralische Position beansprucht. Man definiert sich als Kämpfer des Guten und Richtigen, handle es sich um Rassismus, Gender, Corona-Opfer, Nationalismus oder Sexualität. Meist geht es nicht um die Klärung von Tatbeständen, sondern mögliche subjektive Empfindlichkeiten einer Minderheit werden zur absoluten Norm erhoben. Man positioniert sich auf der richtigen Seite und darf darum zuschlagen. Statt sich auf die konträre und oft ärgerliche Gegenstimme einzulassen, wird ein Feindbild konstruiert.

Effektiv wird die Moral missbraucht, um Schattenmotive auszuleben. Ausgrenzungen, Verunglimpfungen oder Angriffe wurden bereits bei Hexenverfolgungen moralistisch begründet. In virtuellen Räumen kann man zudem gefahrlos Neid, Frustrationen oder Aversionen ausleben. Solche Selbstinszenierungen lenken von eigenen Widersprüchen ab. Als Kämpfer des Guten muss man den eigenen Unzulänglichkeiten nicht in die Augen schauen. Die Cancel-Culture ist eine neue Form des kollektiven Niederschreiens, wie wir sie in braunen

Zeiten erlebten. Die scheinbar mutigen Äusserungen entpuppen sich als feige Akte im Schutz der Masse und einer Mainstream-Rhetorik. Ein solcher Moralismus ist eine grosse Gefahr für eine aufgeklärte Gesellschaft. Vergessen wird, dass es Aufgabe der Kunst, der Literatur und der Geisteswissenschaften ist, dem Unerhörten eine Sprache zu geben, so dass man nüchtern darüber reflektieren, debattieren und seinen Wert einschätzen kann. Man ist bereit, sich den Widersprüchen, Fremdheiten und Einwänden unserer Mitmenschen zu stellen, ohne den anderen durch die Moralkeule mundtot zu machen. Ohne kontroverse Debatten droht geistige Totenstille. Debatten gehören zur Aufklärung und sind nicht nur eine philosophische Idee, sondern eine Haltung, die einzunehmen wir uns alle bemühen sollten.

Verliebt in den weiten Himmel

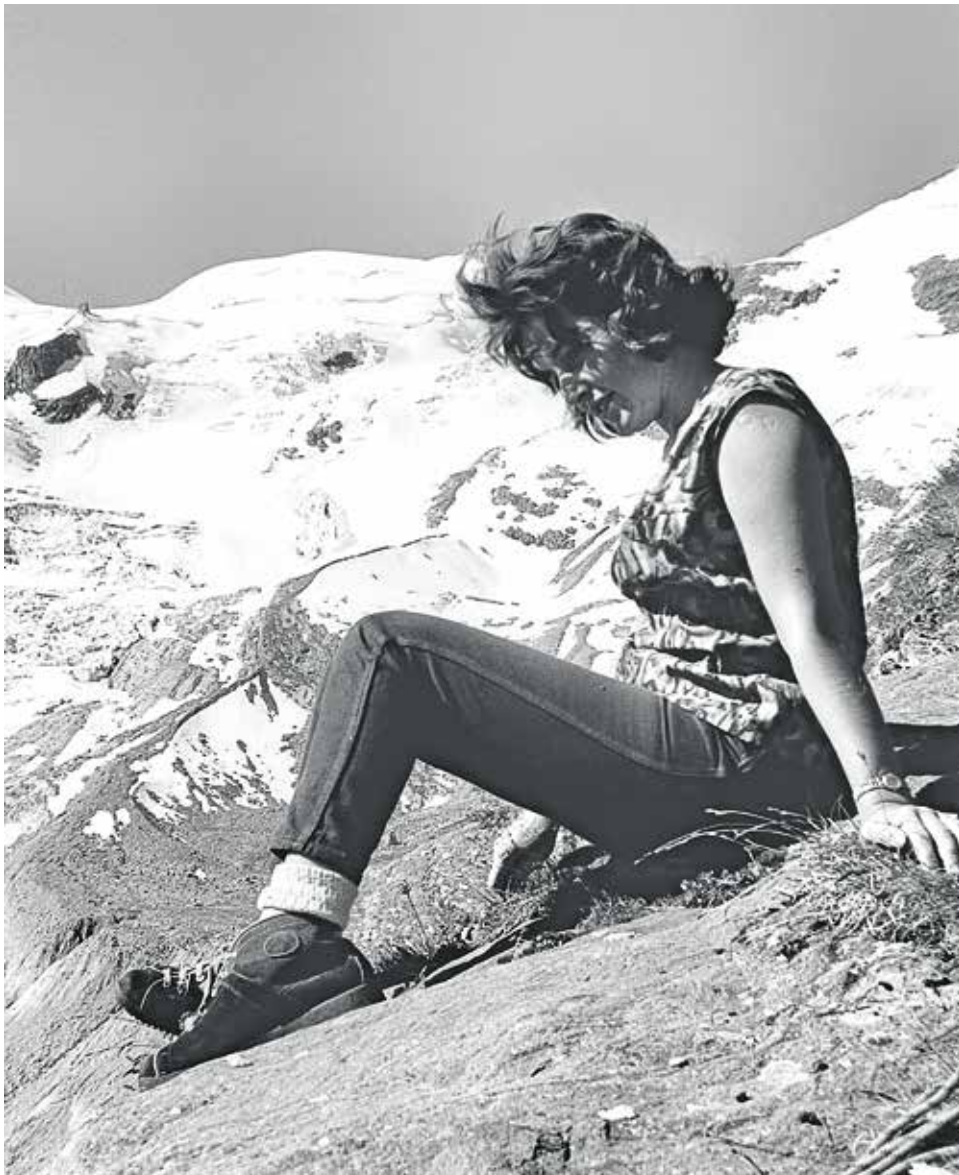
Daniela Niederberger

Irene Wirthlin: 2610 m ü. M. – Irma Clavadetscher: Ein Leben auf der Coaz-Hütte. Hier und Jetzt. 228 S., Fr. 39.90

Irma Clavadetscher führte vierzig Jahre lang als eine der ersten Hüttenwartinnen die Coaz-Hütte auf 2610 Metern über Meer, hoch über dem Engadiner Rosegtal. Gegen alle Widerstände war die Tochter aus gutem Hause dem attraktiven Bergführer Christian in die Berge gefolgt. Irene Wirthlin hat nun eine schöne Biografie über sie geschrieben.

In Schmerikon am Zürichsee wuchs Irma Clavadetscher behütet auf, aber auch eingengt. Der Vater, der es vom Spenglermeister zum Unternehmer, Kantonsrat und Mercedes-Fahrer gebracht hatte, wollte, dass seine Familie «etwas darstellte», so etwa sonntags in der Kirche, wo seine Frau im Deux-Pièces zu erscheinen hatte. Punkt 9.15 Uhr hatte die Familie bereitzustehen, und Punkt 12.15 Uhr musste der Sonntagsbraten auf dem Tisch sein. Von der Kirche zurück, warf Irma jeweils «die blöden Handschuhe» weit von sich.

Irma wurde eine schöne junge Frau und hatte reihenweise Verehrer. Der Vater warf ihr schon einmal Lippenstift und Nagellack aus dem Fenster. Als sie neunzehn Jahre alt war, verbot er ihr, eine Stelle in Paris anzunehmen – Arosa liess er durchgehen. Irma arbeitete dort als Damenschneiderin und war endlich frei. Sie traf Christian Clavadetscher, den Sohn armer Leute, der im Dorf als Spinner galt, weil er mit Hund und Maultier ins Engadin wanderte, wo sein Bruder eine SAC-Hütte führte. Das erste Rendez-vous war kein Erfolg. Dem nervösen Christian, Hitta genannt, fiel nichts Dümme-



Chefin in einer Männerwelt: Hüttenwartin Clavadetscher.

res ein, als die Unterländerin die Namen der Berge abzufragen.

Anekdoten zuhau

In Schmerikon herrschte wenig Freude, umso weniger, als der Vater bereits eine gute Partie eingefädelt hatte. Irma aber hatte sich nicht nur in Hitta, sondern auch in die Bergwelt, die Blumen und den weiten Himmel verliebt. Sie legte zwar noch eine Saison in Brissago ein, aber die

Zum Holzsammeln stiegen sie mit dem Maultier und einem Räf auf dem Rücken ins Rosegtal hinab.

poetischen und philosophischen Briefe ihres Hitta taten das ihre. Es folgten die Heirat, zwei Kinder und vierzig Jahre Coaz-Hütte.

Nicht zuletzt diese Briefe machen das Buch so lesenswert. Später folgt man dem Alltag auf der Hütte, staunt über den Aufwand, den die beiden betreiben mussten. Zum Holzsammeln

stiegen sie mit dem Maultier und einem Räf auf dem Rücken ins Rosegtal hinab und schwerbeladen wieder hoch. Hinzu kommen viele Schwarzweissfotos. Christian Clavadetscher war ein guter Fotograf.

Es gibt Anekdoten zuhau. Die junge Frau ist zunächst ziemlich überfordert, ihr Mann ist jeweils als Bergführer für Wochen unterwegs. An einem schönen Tag kommt sie mit dem Kochen für die vielen Wanderer fast nicht nach und vergisst, das Maultier einzusperren. Dieses steht plötzlich in der Stube und frisst aus einer Schüssel den Kartoffelstock, den sie eben servieren wollte. Anfangs kommen Bergführer nur auf einen Kaffee zur Hütte hoch und gucken. Als sie einmal fragt: «Was ist?», sagen sie, sie hätten nur schauen wollen, ob es wahr sei, dass die neue Hüttenwartin Hotpants trage. Man liest über freche Gäste und wie Irma sich zur Chefin in einer Männerwelt mausert. Auch darüber, wie sich die beiden mit der Freiheit in der Liebe – es sind die sechziger Jahre – nicht immer leichttun.

Die Sprache

Schwein gehabt

Ist es nicht unter aller Sau, wie wir die Schweine sprachlich behandeln? Als Nutztiere begleiten sie uns seit Tausenden von Jahren. Niedliche Schweinchen erfreuen Kinderherzen und wünschen uns auf Neujahrskarten Glück. Wer einen Lottogewinn einheimst, hat Schwein gehabt und kann das Sparschwein in die Ecke stellen. Schweine galten im Mittelalter als Zeichen von Wohlstand. Zum Glücksschwein wurde das Tier, weil bei volkstümlichen Festen der Verlierer als Trostpreis ein Schwein erhielt.

Das war's dann wohl mit dem Positiven. Sauwohl ist es manchen Menschen, wenn sie ihresgleichen als «Drecksau» titulieren. Haben die Schweine das verdient? Es sollen ja reinliche Tiere sein. Da sie nicht schwitzen können, suhlen sie sich im Schlamm, um sich abzukühlen, was die Haut ausserdem vor Parasiten schützt. Nein, wir behandeln die Schweine nicht gut. Hemmungslos lassen wir die Sau raus, sprechen von Sauwetter, Saustall und Saupack, armen, fetten, blöden und faulen Schweinen, haben sie quasi zur Vorsilbe degradiert: saumässig, saukalt, saubillig, saugrob.

Womöglich treibt uns der innere Schweinehund (ursprünglich tatsächlich ein Hund, der Schweine trieb) dazu, jemanden zur Sau zu machen. «Haben wir zusammen Schweine gehütet?» Diese Frage muss sich gefallen lassen, wer allzu vertraulich wird.

Im Militär gibt es immer irgendeine Schweinebacke, die findet, das Essen sei ein Saufrass. Diesem Sauhaufen serviere ich doch kein Gourmetmenü, denkt sich der Küchenchef, das wäre ja Perlen vor die Säue geworfen. Schweinigel und Saunickel befassen sich mit Schweinkram. Im Fussball gibt es das Kampfschwein, auf der Musikbühne die Rampensau und auf der Skipiste die Pistensau. Die Boulevardpresse wird weiter jede Woche eine andere Sau – sei's ein Charakter- oder Phrasenschwein – durchs Dorf jagen.

Eine kuriose Wortbildung steht im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: «Souschwän» (groses Glück). Wer Schwein hat mit dem verstärkenden «Sau-» davor, hat doppelt Glück gehabt, sozusagen ein Affenschwein.

Max Wey

Verirrter Fantast

Linker Utopist, Öko-Papst, Pazifist, Überkünstler: Jeder kann sich seinen Beuys basteln. Im Kern aber war er ein reaktionärer Anhänger Rudolf Steiners.

Hans Peter Riegel

Joseph Beuys, dessen 100. Geburtstag am 12. Mai in diesen Tagen zelebriert wird, ist die wohl umstrittenste Figur der jüngeren Kunstgeschichte. Manche sehen in ihm den wichtigsten Künstler des 20. Jahrhunderts. Andere halten seine Werke für Sperrmüll. Wenn bis heute über Beuys gestritten wird, liegt dies jedoch nicht an der divergierenden Wertung seines künstlerischen Schaffens. Das Problem im Umgang mit Beuys ist die auf falschen Prämissen beruhende Rezeption seines Wirkens, das weit über die eigentliche Kunstausbübung hinausging.

Leben und Werk waren eins für ihn. Seine Existenz betrachtete er als Medium. «Ich bin ein Sender, ich strahle aus», sagte Beuys schon 1964, als er begann, sein Heilsversprechen unter die Leute zu bringen. Beuys fühlte sich berufen, den «sozialen Organismus», die Gesellschaft also, von ihrem aus seiner Sicht kranken, desolaten geistigen Zustand zu heilen. Zunächst versuchte er es mit epischen, selbstquälerischen Performances, die niemand verstand. Man hielt ihn für einen entlaufenen Irren, als er mit einem toten Hasen über den Boden einer Galerie kroch.

Absurde Werkdeutungen

Dann wurden Fett und Filz zu seinem Thema. Erste ihm gewogene Rezensionen erschienen. Die Materialien, die finsternen Environments seiner Ausstellungen wurden als Allegorie auf den Holocaust, auf Auschwitz gesehen. Man rechnete Beuys hoch an, als einziger deutscher Künstler die Verbrechen der Nazis thematisiert zu haben. Eine seinerzeit schon abseitige These, die gerade wieder aus der untersten Schublade der Beuys-Deutungen hervorgekramt wird. In seinem fast unüberschaubar grossen Œuvre gibt es drei Arbeiten, die diesem Thema allenfalls zuzuordnen wären. Beuys gab Hunderte Interviews. Ein einziges Mal erwähnte er den Begriff Holocaust – als er sich dagegen verwahrte, sein Werk in diesem Zusammenhang zu deuten. Ein anderes Mal sagte er: «Die Leute sind sehr kurzsichtig, wenn sie sagen: Der Beuys macht alles mit Filz, und dann will er etwas aussagen von KZ.»



Galionsfigur einer Aufbruchstimmung: Anthroposoph und Künstler Beuys.

Indessen liess Beuys offen, worum es ihm tatsächlich ging. Er äusserte sich in einem «unscharf mäandernden Schwebezustand eines missionarischen Ideolekts», wie der Kunstkritiker Walter Grasskamp einmal schrieb. Eine Schwammigkeit, die bis heute durch weite Teile

Die Realitätsverweigerung der akademisch geschulten Beuys-Apologeten ist erstaunlich.

der Beuys-Rezeption wabert. Der Vergangenheitsbewältiger, der linke Utopist, der Öko-Papst, der Pazifist, das Universalgenie, der Überkünstler: Jeder kann sich seinen Beuys basteln. Eine Uneindeutigkeit, die insbesondere in der Interessensphäre um das Beuys-Erbe willkommen ist. Sie dient dazu, den eigentlichen

Nukleus zu verbergen, von dem das Lebenswerk dieses Künstlers bestimmt war.

Tatsächlich empfand sich Beuys als von Rudolf Steiner berufen, dessen Werk fortzuführen und eine Gesellschaft nach anthroposophischen Regeln zu formen. Damit vertrat Beuys eine esoterische, auf wirren, pseudowissenschaftlichen sowie rassistischen Lehren beruhende Weltanschauung. Der Rassenlehre Steiners folgend, ist das Aussterben einer Rasse als Erfüllung ihrer Aufgabe in der Menschheitsentwicklung anzusehen. Ihre Seelen hätten jedoch die Chance, in einem nächsten Leben eine Inkarnation in einer höher entwickelten Rasse zu erfahren. Beuys sagte einmal: «Hitler hat nur die Körper in die Öfen geschmissen.» Die Juden waren leider in den falschen Körpern inkarniert. Immerhin erbrachten sie ein Opfer für die Menschheitsentwicklung.

Kaum verwunderlich, dass Steiner und mit ihm Beuys die germanische Rasse, somit den «Genius des deutschen Volkes», als entscheidend für die Weiterentwicklung der Menschheit sah – was Beuys in seiner Blut-und-Boden-Rede «Sprechen über Deutschland» im November 1985 verkündete. Bereits todkrank, offenbarte Beuys erst jetzt in aller Klarheit seine wahren Beweggründe. Die «Ungestalt», in der sich der «soziale Organismus überall befindet», müsse geheilt werden. Hierzu berufen sei «das deutsche Volk», in dem Beuys die notwendige «Auferstehungskraft» sehen wollte. Eine Auferstehung jedoch, die erst nach Abschaffung der parlamentarischen Demokratie und Etablierung eines Rätensystems nach anthroposophisch-theokratischen Regeln erfolgen könne. Demzufolge steht der normale, nicht anthroposophisch geschulte Mensch auf der untersten Stufe der kosmischen Hierarchie. Über ihm diverse Abstufungen anthroposophisch Eingeweihter: Engel, Erzengel und höherer Wesen.

Solches wird im Beuys-Jubel dieser Tage ausgeblendet. Nicht von ungefähr. Denn wie könnten die Macherinnen und Macher der Ausstellungen die erheblichen Summen Steuer-gelder rechtfertigen, mit denen der Vertreter einer staatsfeindlichen, rassistisch konnotierten Weltanschauung gefeiert wird, die kulturell in der Vormoderne des 19. Jahrhunderts stehen geblieben ist? Genau hier offenbart sich die Schnittstelle der Beuys-Rezeption. Auf der einen Seite die bedingungslos ergebenden Apo-logeten und selbstberufenen Beuys-Erklärer, die peinlich devote Filme und absurde Werk-deutungen publizieren. Dienlich, ihren Heros möglichst weit weg vom toxischen Sumpf seiner Weltanschauung zu positionieren.

Die Realitätsverweigerung dieser akade-misch und damit zu kritischem Bewusstsein geschulten Menschen ist erstaunlich. Denn auf der anderen Seite der Debatte liegen in-zwischen sauber dokumentierte Fakten offen.

Sie belegen, dass Beuys nicht links-, sondern rechtsgerichtet war, dass er ein reaktionäres, frauenfeindliches Weltbild pflegte, sich mit Altnazis umgab und seine eigene Vergangen-heit im NS-Staat nie hinterfragte. Immerhin, dass Beuys Anthroposoph war, wird heute auch von seinen Bewunderern eingeräumt. Das war

Viele schaudert es vor seinen schimmelig-muffigen Werken und vor seiner reaktionären Gesinnung.

lange Zeit nicht der Fall. Denn Beuys selbst ver-schwieg diesen Umstand, obwohl er schon in den fünfziger Jahren und bis zu seinem Lebens-ende in Zirkeln anthroposophischer Sektierer aktiv war.

Unwiderlegbare Tatsache ist, dass Beuys' gesamtes Werk und Wirken auf den Lehren Steiners basiert. Das hat er selbst schriftlich be-kundet, und das ist bis in die feinsten Veräst-lungen seines künstlerischen Werks nachweis-bar. Die damit verbundenen weltanschaulichen Gesichtspunkte sind evident. Trotzdem igno-rieren die Beuys-Apologeten alle Dokumente, als gäbe es sie nicht. Selbst eigentlich hono-rige Journalistinnen und Journalisten werfen sich mit abstrus konstruierten, «alternativen Fakten» schützend vor ihr Idol. Doch warum eigentlich?

Neubewertung mit Risiken

Nimmt man für einen Moment die Frage nach Beuys' persönlicher Gesinnung aus dem Blick, bleibt offen, wie sein künstlerisches Werk zu betrachten ist. Eigentliche Konsequenz müsste seine Neubewertung sein, da es auf der Thema-tisierung einer in vielerlei Hinsicht fragwürdi-gen Weltanschauung basiert. Allerdings wäre diese Neubewertung mit Risiken verbunden. Die Beuys-Bestände der Museen und Samm-lungen könnten in Zweifel gezogen werden, die Werke im Wert sinken. Wagenladungen

hagiografischer Publikationen wären Maku-latur. Eher unwahrscheinlich, dass dann auch Kunsthistorikerinnen und -historiker ihre Fehleinschätzungen eingestehen würden.

Vor diesem Hintergrund wird nachvollzieh-bar, weshalb sich die Gralshüter des Beuys-Erbes weiterhin verbissen gegen dessen Revi-sion wehren. Die kommt allerdings in Gang. So ist es in der Kunstwissenschaft mittlerweile Konsens, dass Beuys' Gesamtwerk ohne fun-diertes Wissen über dessen anthroposophische Inhalte nicht interpretiert werden kann. Nun muss von den Museen gefordert werden, die-sem Stand der Wissenschaft gerecht zu wer-den und die korrekte Interpretation ihrer Beuys-Bestände zuzulassen. Gleichzeitig gilt es, Beuys' Vita und Weltanschauung auf fakti-scher Grundlage darzustellen.

Letztlich wäre zu fragen, ob Beuys heute noch relevant ist. Einer jungen Generation, die sich mit einer digitalisierten Kunstausbübung befasst, ist kaum mehr der Name bekannt. Viele schaudert es vor seinen schimmelig-muf-figen Werken und vor seiner reaktionären Ge-sinnung.

Man sollte Beuys heute primär als historische Figur sehen. Als Galionsfigur einer Aufbruch-stimmung der 1960er und 70er Jahre. Für die Kunst dieser Zeit war er eine entscheidende Grösse, ein zweifelsohne herausragender Künstler. Gleichzeitig ist sein Weg Exempel für die Verdrängungsmechanismen der NS-Genera-tion. Beuys war ein verirrter Fantast. Ein Mis-sionar Steiners, überzeugt, dessen Esoterik, das Heilmittel seiner eigenen Wunden, müsse auch zur Heilung der Gesellschaft taugen.

Hans Peter Riegel ist Kurator, Kunstwissenschaftler und Biograf von Joseph Beuys. Im März ist der vierte Band seiner Biografie erschienen: Beuys – Verborgenes Reden (Riverside Publishing)

Falls Sie sich Sorgen um den Studienplatz Ihrer Tochter oder Ihres Sohns machen, wir entlasten Sie gerne!



Gymnasium – Ihr bester Entscheid!

Hohe Bildungsqualität – individuelle Förderung und Unterstützung

Als aufgeschlossenes, familiäres Gymnasium bieten wir moderne Ausbildungsplätze an der Sonne und in bester Bergluft. Beim Lernen unterstützen wir mit persönlicher Betreuung durch unser Internatsteam.

folgsquote die Matura. Wir treiben Sport – Sommer und Winter – in der attraktiven Tourismusregion Disentis-Andermatt. Kulturelle Angebote gehören bei uns fest zum Programm. Zusammen mit vielen Jugendlichen Gemeinschaft erleben und als Rück-zugsort ein Einzelzimmer (eigene Dusche/WC).

Mehr Infos unter: www.gkd.ch



Gemeinschaft und Freundschaft aktiv erleben

Mit Gleichaltrigen zusammenleben und gleichzeitig konzentriert lernen. So schaffen wir mit hoher Er-

Während der Woche in Disentis lernen, am Freitag entspannt nach Hause fahren zum gemeinsamen Familien-Wochenende.



Zögern Sie nicht, mit uns in Kontakt zu treten. Rektor Tom Etter freut sich, Sie kennen zu lernen. +41(0)81 929 68 68 | rektorat@gkd.ch | www.gkd.ch

Fotografie

Negative der Filmgeschichte

Rolf Hürzeler

Chaplin und «Der grosse Diktator»: Chaplin's World, Corsier-sur-Vevey, bis 29. August

Der Wahnsinnige spielt mit einem Plastik-Erdball. Er kickt ihn gegen die Decke und die Wände; er bringt ihn mit seinem Hintern zum Tanzen. Diese absurden Filmbilder aus «Der grosse Diktator» begrüssen den Besucher in der gleichnamigen Ausstellung im Museum «Chaplin's World» in Corsier-sur-Vevey.

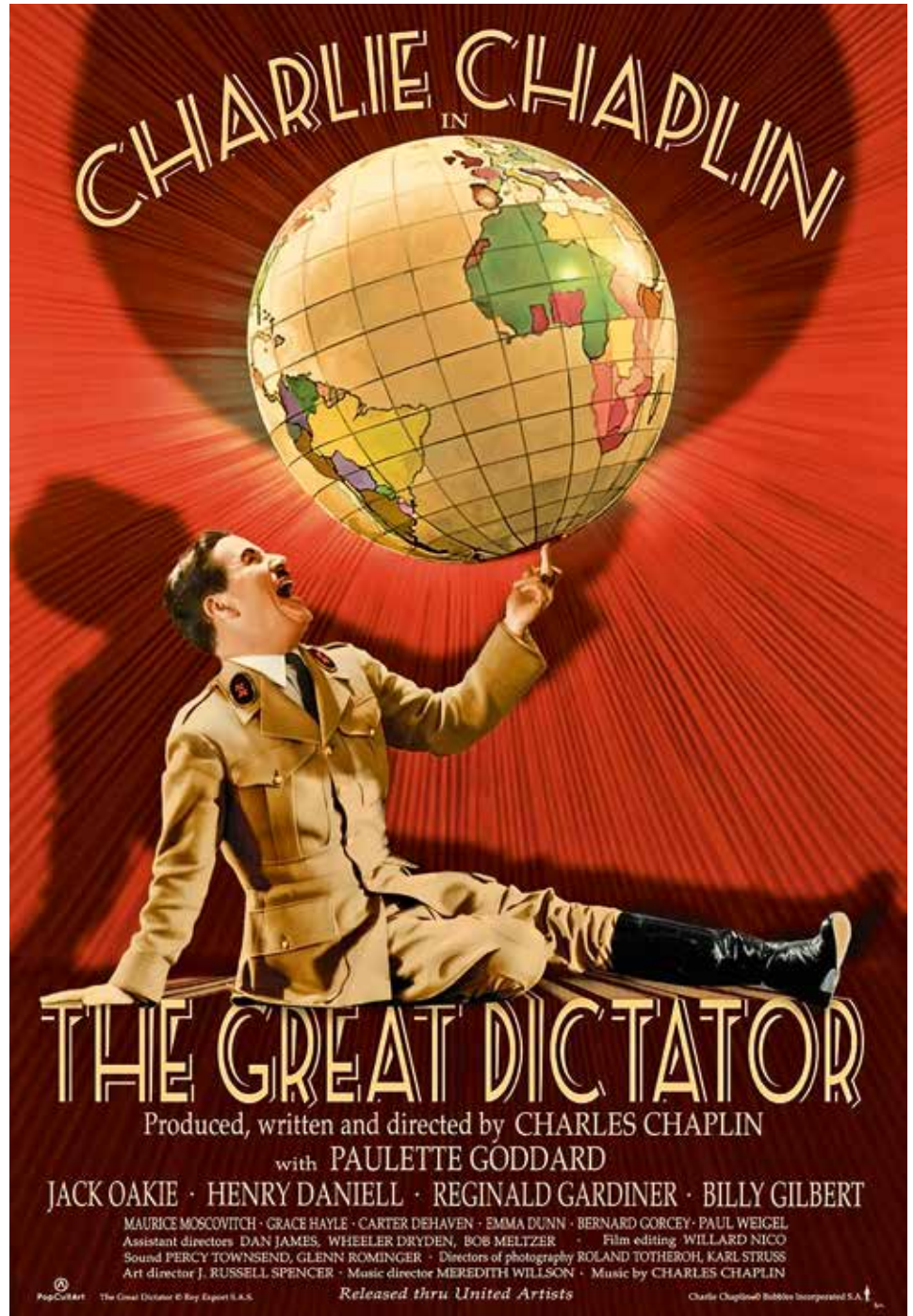
Die Premiere war am 15. Oktober 1940 in New York gleich in zwei Lichtspielhäusern, im Astor Theatre und im Capitol Theatre. Der Film «The Great Dictator» sollte Charlie Chaplins grösster kommerzieller Erfolg werden; er brachte die damalige gesellschaftliche und politische Stimmung auf den Punkt: Die Welt stand im Bann eines kleinen Aufschneiders, dessen Wehrmacht mit Frankreich eine damalige Grossmacht eben überrannt hatte.

Chaplin stand in mehrfacher Funktion hinter diesem Projekt. Er schrieb das Drehbuch, organisierte die Produktion und führte Regie. Vor allem aber spielte er die Hauptrolle des Diktators Anton Hynkel, eine Persiflage auf Adolf Hitler. Die Dreharbeiten dauerten nur etwas mehr als ein Jahr, sie begannen unmittelbar nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939.

Affe am Set

Mit auf dem Filmset war der Fotograf Dan James, der das Geschehen mit seiner Kamera dokumentierte. Die Aufnahmen gingen vergessen, bis James' Tochter die Negative vor einigen Jahren in seinem Nachlass entdeckte. Die laufende Ausstellung setzt sich grösstenteils aus Aufnahmen aus diesem Fundus sowie aus Objekten zusammen wie dem von Chaplin selbst verfassten 32-seitigen Drehbuch, das er urheberrechtlich schützen liess. Die Titelseite ist mit einem Sinnpruch versehen: «Die Geschichte eines kleinen Fisches in einem Ozean voller Haie». Die Handlung des Films erzählt das Schicksal eines jüdischen Friseurs, der im Ersten Weltkrieg sein Bewusstsein verliert und in der antisemitischen Diktatur von Anton Hynkel erwacht.

Die Idee dafür hatte Chaplin vor rund hundert Jahren. Er wollte ursprünglich eine Komödie über Napoleon drehen. Doch die politische Entwicklung mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus brachte ihn dazu, ein aktuelleres Drehbuch zu schreiben. Chaplin bekannte nach dem Krieg, dass er sich die Produktion einer Filmkomödie versagt hätte, wenn er vom Schrecken in den Konzentrationslagern in vollem Umfang ge-



Spiel mit dem Erdball: Chaplin in «The Great Dictator» (1940).

wusst hätte. Womöglich wollte er sich mit dieser Aussage auch vor Neidern schützen, die ihm vorwarfen, mit dem Elend der Welt viel Geld verdient zu haben. Anscheinend schrieb Chaplin das Drehbuch während der Filmauf-

Eindrücklich sind Vergleiche zwischen der Realität und deren Umsetzung im Film.

nahmen laufend um, wie die Ausstellung belegt. So sollte ursprünglich ein Schimpanse einen Auftritt haben, dem der Hitlergruss antrainiert wurde. Darauf wurde aus unbekanntem Gründen verzichtet. Aber der Affe war auf dem

Set, wie eine Aufnahme von Dan James belegt. Auch die berühmte Filmszene mit dem Flugzeug im Rückenflug war ursprünglich anders angedacht. Möwen hätten umherflattern sollen, während Chaplin mit den Tücken der Schwerkraft kämpft. Auch auf diese Tiereinlage wurde verzichtet.

Schutz vor Tomatenwürfen

Der absurde Flug endet mit einer Bruchlandung. Ohne Digitalisierung stellte eine solche Episode die Produktion vor Herausforderungen: Auf einer der Fotografien ist eine grosse Matratze erkennbar, die die Helden der Lüfte bei der Landung vor dem Schlimmsten bewahren sollte, auch wenn es sich um eine Trickaufnahme im

Studio handelte. Eindrücklich sind Vergleiche zwischen der Realität und deren Umsetzung im Film. So sind die Aufnahmen des nationalsozialistischen Fotografen Heinrich Hoffmann aus den zwanziger Jahren zu sehen, auf denen er Adolf Hitler beim Einüben seiner grotesken Verrenkungen zeigt, die später seine Reden begleiten sollten. Gleich daneben sieht man Bilder von Charlie Chaplin, der diese Bewegungen gleichermaßen grotesk nachahmte. Das amerikanische Heft *Friday* publizierte 1940 in einer Bildstrecke Hitler und Chaplin in fast iden-

Die Aufnahmen des Fotografen Dan James belegen, mit welcher Präzision Chaplin arbeitete.

tischen Posen nebeneinander, so dass man sich fragen könnte, wer eigentlich wen imitierte. Auch die Ankunft des italienischen Diktators Benito Mussolini bei Hitler in München 1937 ist im «Grossen Diktator» streckenweise fast identisch nachgespielt.

Die Aufnahmen des Fotografen Dan James belegen, mit welcher Präzision Charlie Chaplin arbeitete. So zeigte er der Schauspielerin Paulette Goddard, mit der er zu jener Zeit verheiratet war, wie sie sich als antisemitisch verfolgte Hannah mit einem Waschkorb vor Tomatenwürfen schützen sollte. Chaplin spielte der Schauspielerin vor, wie sie sich einer Hauswand entlang ducken musste – Szenen einer Ehe, wie sie in der Filmgeschichte wohl selten sind.

Zum Schluss der Ausstellung ist eine Videoprojektion der grossen Rede von Charlie Chaplin zu sehen, die auch seinen Film beschliesst. Er ruft darin zu einer gewaltfreien Zukunft der menschlichen Verständigung auf, die auf gegenseitigem Respekt beruht. Chaplin selbst sollte nur zu schnell erfahren, wie illusionär diese Vision war. Er wurde ein Opfer der antikommunistischen Hetze in der Ära von Senator Joseph McCarthy zu Beginn der fünfziger Jahre und wurde aus den USA verbannt.



Klassik

Schlager der Dreissiger – ein vermintes Terrain

Manuel Brug

Martin Mitterrutzner: Heut' ist der schönste Tag. Deutsche Radio-Philharmonie, Christoph Poppen (SWR music)

Ethel Merhaut: Süss & bitter (Sony Music)

Das hat Rasse, das hat Klasse. Eine Tralala-Stunde Jux, Frohsinn und Dollerei. Leicht und ohne Reue zu geniessen, rückstandsfrei zu verdauen. Muss auch mal sein! «Heut' ist der schönste Tag in meinem Leben», schmettert der junge Tiroler Tenor Martin Mitterrutzner frank und frei auf einer sonnigen CD, die prall gefüllt ist mit 71 Minuten Trällerfutter. Er begibt sich damit auf das durchaus verminte Terrain der deutschen Tenorschlager der dreissiger Jahre.

Doppelt kann man hier scheitern. Weil es schwierig geworden ist, diesen nostalgisch anmutenden Sangesspass, mitunter auch seine Frivolität, ins Heute zu transportieren, ohne dass er vergilbt wirkt oder mit scheinbarer Aktualität überfrachtet wird. Denn natürlich ist da auch viel Schaumgebäck dabei, etwa die unsterbliche Schnulze «Plaisir d'amour», die Mitterrutzner mit charmantem Augenzwinkern serviert. Und weil die Vorbilder, die diese Gassenhauer von früher sangen, immer noch überlebensgross klingen: der körperlich kleine Joseph Schmidt etwa, dem die Opernbühne verwehrt blieb, der aber als Radiostar nicht nur mit dem mitreissenden Titellied dieser Aufnahme einst Furore machte.

Oder der Bühnenkaiser Richard Tauber, in der Oper wie in der Operette zu Hause, der selbst komponierte (etwa das hier zu hörende «Du bist die Welt für mich») und von dem sein Lieblingstonsetzer Franz Lehár sagte, dass er jedes «Tauberlied in ein Zauberlied» verwandle. Auch der Pole Jan Kiepura wäre als standfester Frauenschwarm in Film und Funk zu nennen, und nach dem Krieg wurde die lebensbejahende Tenortrompete Fritz Wunderlich's ihr aller weiterschallender Erbe.

Bei aller Heiterkeit erzählt Musik aus dieser Zeit oft unterschwellig eine dunkle Geschichte. Schmidt, Tauber und Kiepura waren jüdischer Abstammung, die Letzteren beiden konnten sich vor den Nazis nach England und in die USA absetzen. Joseph Schmidt aber, der zu Fuss die Schweizer Grenze überquert hatte, starb schmachvoll als «illegaler Flüchtling» im Internierungslager Girenbad bei Zürich.

Das gibt es alles im Booklet der sorgfältig produzierten Mitterrutzner-CD zu lesen, die der Tenor ansonsten schlackenfrei, dafür mit Schmalz und Schmäh serviert. Und trotzdem

satt an Zwischentönen – ohne die schreckliche Knödel-Attitüde, die sich Deutschlands aktueller Lieblingstenor Jonas Kaufmann als Wiederholungstäter auf diesem schlüpfrigen Terrain zugelegt hat. Und auch ohne die ölige und trotzdem starre Maske aus Manieriertheit, die Max Raabe als Marktführer in diesem Gewerbe einfach nicht abzustreifen vermag.

Vulkanischer Strudel

Greller, härter, bissiger in ihrer Vokalanmutung und auch jazzig schroffer in der Quartettbegleitung gibt sich die Wienerin Ethel Merhaut auf ihrem Album «Süß & bitter». Sie



Eine Stunde Frohsinn: Mitterrutzner.

staubt nach ihrer ersten CD «Out of Sight» mit vergessenen Wiener Liedern und jiddischen Tangos jetzt ebenfalls die Unterhaltungsmusik von damals auf weibliche Selbstbestimmtheit hin radikal ab und verjüngt sie durch brillante Klarheit.

Natürlich folgt Ethel Merhaut einem breiten Diseusen-Damm von Marlene Dietrich und Zarah Leander bis Ute Lemper und Helen Schneider. Doch wenn sie den doppeldeutig auf Hitler anspielenden «Waldemar» seziert, der eben schwarzes statt blondes Haar hat, Hollaenders «Kleptomanin» hektisch stibitzen lässt, mit Fritzi Massary seufzt: «Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben?», und am Ende mit Werner Heymanns «Irgendwo auf der Welt» ihr kleines bisschen Glück einfordert, dann wechseln sich da wohligh nachdenkliche, genüssliche und aufschreckende Hörmomente ab. Die Mischung macht es!

Lauter bekannte Songs von früher, und natürlich haben die, deshalb wurden sie so gemixt, eine weitere Ebene. Da komponierten Mitläufer, Gefährdete, Anständige, Verfolgte. Jeder trug sein Schicksal, und bisweilen hatte der Witz sehr ernste Bedeutung. Aber das Herz der Grosstadt Berlin schlägt wild und hart. Vor hundert Jahren taumelte eine amüsierwütige Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg in den vulkanischen Strudel der Zwanziger. Werden wir, wenn endlich die Corona-Herdenimmunität erreicht ist, Ähnliches erleben?

Pop

Von sich begeistert

Thomas Wördehoff

Paul McCartney: McCartney III Imagined.
Capitol

Jenseits der siebzig sehen sich auch verdiente Superstars mehr im Kreise der Lieben als inmitten jubelnder Fans. Paul Simon hat sich aus dem Business ins Landleben verabschiedet, und auch Elton John sieht sich vornehmlich als «loving dad». Sein trockenes Résumé: «Kein Mensch braucht zurzeit ein weiteres Elton-John-Album!» Ob die Welt neue Songs will oder nicht, ist einem der Gründungsväter des Pop allerdings längst ziemlich egal: Paul McCartney ist auch mit Ende siebzig unerwartet produktiv – und erfolgreich.

Seine letzten Alben erreichten international Spitzenplätze in den Charts, und das verdanken sie auch einem ausgeklügelten Mar-



Genialer Melodiker: McCartney.

keting. Bewarb der Altmeister 2020 sein letztes Album, «McCartney III» (immerhin sein 49. Post-Beatles-Album), unter anderem mit der Einladung an jüngere Musiker, vorab ihre Versionen der neuen Songs aufs Netz zu stellen, setzte er mit seiner jüngsten Veröffentlichung dem Ganzen die Krone auf: Mit «McCartney III Imagined» trieb der überzeugte Veganer das Prinzip Nachhaltigkeit auf die Spitze. Er leitete das Material kurzerhand an Künstler wie Beck, Damon Albarn, EOB (Ed O'Brien von Radiohead) weiter und überliess ihnen die Songs zur weiteren Behandlung.

Und siehe da – die Überarbeitung des ja noch vergleichsweise aktuellen Œuvre übertrifft das Original. Nun war und bleibt McCartney ein genialer Melodiker, doch ist auf seinem erst dritten Solowerk, auf dem er wieder alle Instrumente und auch die Produktion über-

nommen hat, kein wirklich herausragender Song zu hören. Doch «McCartney III Imagined» überspielt die gelegentlichen Leerläufe gekonnt und macht grossen Spass.

Vergnüglich sind vor allem die Interpretationen der noch weniger etablierten Musiker: St. Vincent (bürgerlich Annie Clark), die McCartneys Gesang bei «Women and Wives» als eine Art Traumerscheinung auf einer von Mädchenchören umschwärmten Blues-Wolke inszenierte, die immer mehr zum Teil ihrer musikalischen Wirklichkeit wird. Grossartig auch Dominic Fikes Version von «The Kiss of Venus», die er einem zerkratschten, fast nöhlenden Grundton unterzieht, ergänzt durch die heliumverzerrte Stimme McCartneys. Damon Albarns Nacherzählung von «Long Tailed Winter Bird» beschwört in gekonnt gruppierten Zitate McCartneys genialische Unbekümmertheit, die ihn auch in seinen späten Jahren nie verlassen hat. Albarn inszeniert Fragmente des Songs in seine Gorillaz-Welt und porträtiert den Ex-Beatle beileibe nicht als Pop-Rentner, sondern als Kollegen auf Augenhöhe.

Der beeindruckendste Beitrag auf dieser Zusammenstellung stammt allerdings von Robert Del Naja, besser bekannt als 3D RDN und Mitglied von Massive Attack, den Pionieren des Trip-Hop aus Bristol. Del Naja erweitert McCartneys «Deep Deep Feeling» zu einer technoiden Installation, durch die der Senior und sein Song als charismatische Halluzination geistern. Doch je länger dieser Soundfilm sich (über durchaus verblüffende Umwege) fortentwickelt, umso deutlicher werden in diesem schon opernhafte Sci-Fi die Umriss des frühen McCartney und von dessen (inzwischen als «visionär» gerühmter) Elektronikspielerei «Temporary Secretary» aus dem Jahr 1980.

Das dazugehörige Album «McCartney II» galt damals geradezu als Denkmal musikalischen Schwachmatentums und wird inzwischen als prägend für künftige Elektronikspielereien House und Techno gefeiert. «McCartney III Imagined» ist eine verdiente (Selbst-)Feier dieses ewigen Jünglings, dessen Haare grau, dessen Haut faltig und dessen Stimme brüchig geworden sein mögen – der sich aber eine unverbrüchliche Begeisterung an der eigenen Begabung bewahren konnte.



Gesicht dieses neuen amerikanischen

Film

An Grenzen balancieren

Wolfram Knorr

Nomadland (USA, 2020) Regie: Chloé Zhao.
Mit Frances McDormand, David Strathairn

Minari (USA, 2020) Regie: Lee Isaac Chung.
Mit Steven Yeun, Yuh-Jung Youn

Fern, Ende fünfzig, hat alles verloren. Ihren Mann, den Job, das Haus, das Ersparte. Selbst ihre Gemeinde. Das Städtchen Empire hat sich in nichts aufgelöst. Das Gipsunternehmen, das die Ortschaft ernährte, ging pleite. Nur ein klappriger Van ist ihr geblieben, mit dem sie raus, die soziale Wüste verlassen und sich auf die Suche nach Arbeit machen kann. Es geht ums Überleben. So malocht sie mal als Packerin bei Amazon, putzt mal Klos, brät mal Burger, trifft Leidensgenossen auf *campgrounds*, findet Momente der Ruhe, Freundschaften und tauscht Erlebnisse und Erfahrungen aus. Sie und alle anderen Wanderarbeiter hat der amerikanische Traum im Stich gelassen.

Der Koreaner Jacob (Steven Yeun), der mit seiner Frau Monica (Yeri Han) und ihren Kindern in die USA ausgewandert, glaubt hingegen noch felsenfest an ebenjenes amerikanischen Traum. In Arkansas hat Jacob Land gekauft, um es zu beackern, eine Farm aufzubauen. Es ist Hinterland, bevölkert von verschrobene, hilfsbereiten Bewohnern, die die Bemühungen der koreanischen Familie zuweilen belächeln.

Sowohl «Nomadland» der Regisseurin Chloé Zhao wie auch «Minari» von Lee Isaac Chung waren mehrfach oscarnominiert,



Films: Schauspielerin McDormand.

beide mit etlichen anderen Preisen bereits ausgezeichnet, und beide erhielten schliesslich auch die begehrte goldene Figur. Nach dem letztjährigen Oscar-Gewinner «Parasite» von Bong Joon Ho ist «Minari» die zweite Produktion, die es in koreanischer Sprache in die Nominierung geschafft hat, und mit «Nomadland» wurde mit der gebürtigen Chinesin (!) Chloé Zhao erst zum zweiten Mal eine Regisseurin ausgezeichnet. Was für eine Entwicklung der amerikanischen Filmakademie. Statt teure Schicksalsdramen aus den dominanten Showbiz-Studios in den Vordergrund zu stellen, rücken auf einmal Low-Budget-Filme vor, Indie-Filme, die sich der Diversität widmen, Minderheiten wahrnehmen und sich auf den sozialen Bodensatz fokussieren.

Rückbesinnung und Neuanfang

Was ist passiert? Es gibt mehrere Gründe für eine Rückbesinnung, einen neuen Anfang. Der Druck der Minderheiten ist einer; die Verlagerung der Absatzmärkte ein anderer, auch der Einfluss der Streamers; aber

Das Blockbuster-Gewerbe wird zum Dinosaurier, der an seiner Grösse in sich zusammenkracht.

viel entscheidender sind die exorbitanten Produktionskosten, die Filme wie «Mission Impossible», den neuen Bond und die Superheldenspektakel in Krisen wie der Pandemie bewegungslos machen. Jede Startverschiebung bringt neue Nebenkosten mit sich. Das Blockbuster-Gewerbe wird zum Dinosaurier, der durch seine Grösse und sein Gewicht in sich zusammenkracht. Hinzu kommt ein neues moralisches Gewissen.

Und das verkörpert mit der radikalen Abkehr vom *all plastic*-Schönheits-Glamour wohl keine Schauspielerin so konsequent wie die dreifach oscarprämierte Frances McDormand. In «Nomadland» ist sie nur mehr eine zauselige Drifterin, die ausser ihrer Würde nichts mehr hat. An Originalschauplätzen mit realen Wanderarbeitern gedreht, vermischen sich bis zur Unkenntlichkeit authentische mit fiktiven Elementen.

Es ist ein beklemmend schmaler Balanceakt, auf dem sich die Story und McDormand bewegen. Aber den liebte sie schon immer. In «Fargo» (1996), der sie berühmt machte, muss sie als schwangere Polizistin Marge mit einem depressiven Gatten einem Mordfall nachgehen. Die tragikomische Rolle bescherte ihr den ersten Oscar. In der Miniserie «Olive Kitteridge» (2014) spielt sie eine Frau, die nicht mehr weinen kann. So pessimistisch der Tenor der Miniserie und ihre Rolle auch sind, McDormand gewinnt selbst dem Nihilistischen eine enorme Leuchtkraft ab. Die wütende Mildred aus «Three Billboards Outside Ebbing, Missouri» (2017) war die komödiantische Fusion von Olive und Fern, ein brennender Dornbusch, welcher der Behörde von Ebbing Feuer unter dem Hintern macht, um den Mord an ihrer Tochter aufzuklären. Die Komödie eines Amoklaufs.

Dafür erhielt sie ihren zweiten Oscar, für «Nomadland» nun den dritten. Frances McDormand ist das Gesicht dieses neuen amerikanischen Films, eines Mediums, das sich wieder seiner Wurzeln erinnert. «Minari» ist das grossartige Gegenstück. Denn bei aller dargestellten Trostlosigkeit signalisiert «Nomadland» eine unterschwellige Hoffnung, nämlich die, dass die Bewegungsfreiheit vielleicht mit individueller Freiheit gleichzusetzen ist.

Jazz

Unteilbarkeit der Musik

Peter Rüedi

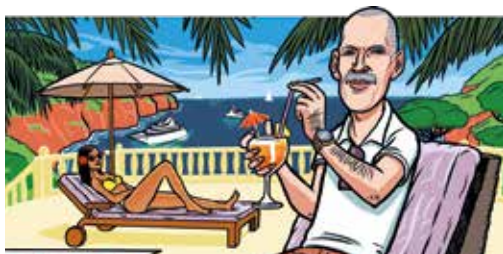
John Wolf Brennan: Nonsolopiano.
Nitty Gritty Ditties. Leo Records LR 902

Der 1954 in Dublin geborene, in der Zentralschweiz aufgewachsene und heute in Weggis am Vierwaldstättersee lebende Pianist und Komponist John Wolf Brennan ist ein Bewohner vieler Welten. Als Sohn eines Schweizer Hoteliers und klassischen Amateurpianisten und einer irischen Sängerin ist seine Polystilistik sozusagen frühkindlich angelegt. Sein beträchtliches Œuvre ist eine Art Gesamtkunstwerk aus zahlreichen musikalischen Einflüssen (Rock, Jazz, Klassik, Volksmusik) und aussermusikalischen Querbezügen zu Literatur, Theater, Tanz, bildender Kunst. Als Pianist wie als Komponist ist Brennan ein Meister der Collage. Dass dem Literaturkundigen 2008 ein denkwürdiges Dada-Projekt gelang (Pago Libre: «Platz Dada!»), ist kein Zufall; es hat, unlängst neu aufgelegt, nichts von seinem scharfen Witz verloren.

Brennan ist als Pianist auf so vielen Tasteninstrumenten zugange: ausser dem konventionellen Flügel auf vielfältig präparierten Klavieren, elektrischen Keyboards und Orgeln; er ist als Komponist in so vielen Gattungen präsent (Bühnenmusiken, Kammermusik, Orchesterwerken, Chor- und Vokalmusik), er ist so produktiv in der Veröffentlichung seiner Projekte, dass er manchem als ein Hansdampf in allen Gassen verdächtig sein mag.

Zu Unrecht, wie seine jüngste CD zeigt. Auf ihr macht Brennan seine Polystilistik zum Thema. Das Album heisst «Nonsolopiano. Nitty Gritty Ditties». «Ein *ditty*», erklärt er uns in den *liner notes*, «ist ein einfacher Song, eine Melodie, wie sie eine Mutter ihrem Kind vorsingt.» Allein, das Einfache sei nicht das Simple, sondern «the heart of the matter, the nucleus, the essence, the spirit». Brennans «Nitty Gritties» sind eine Folge von 33 kurzen, funkelnden Trouvaillen. Insgesamt ergeben sie so etwas wie eine indirekte Autobiografie: von der frühen Leidenschaft für den Rock (Rolling Stones, Beatles) über Jazzklassiker («Blue in Green»), Tunes von Pat Metheny, Carla Bley, Stücke aus Bartóks «Mikrokosmos», von Aram Khachaturian, irischen Folksongs bis zu einem Knaller aus der Renaissance: Fundstücke aus allen Welt-, Erinnerungs- und Gefühlsecken, eines wundersam aus dem andern folgend und insgesamt so etwas wie ein Manifest für die Unteilbarkeit der Musik. Brennan ist omnipräsent auf allen Keyboards und der Melodica, auf drei Stücken singt Anna Murphy.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der stolze Zürcher

Mark van Huisseling

Vergangene Woche wurde mir der Erweiterungsbau des Kunsthauses Zürich präsentiert. Das neue Gebäude am Heimplatz, gegenüber dem alten Kunstmuseum, sieht gut aus von aussen, finde ich, und ist im Inneren noch schöner. Ihr Kolumnist ist kein Architekturkritiker, Texte über Bauten langweilen ihn, deshalb fasst er sich kurz: Am Haus von David Chipperfield, dem britischen Architekten, ist alles gross. Gross gedacht, gross umgesetzt, grossartig für Kunstwerke – noch ist es leer –, grossartig für Besucher, bin ich mir sicher; die offizielle Eröffnung ist für diesen Herbst geplant. Mit anderen Worten, drei an der Zahl: ein grosser Wurf.

Gelegentlich wohlmeinend urteilen zu können, ist schon mal was. MvH mag's im Grunde freundlich und sonnig (drum heisst diese Spalte «Wunderbare Welt»). Und besonders willkommen sind zurzeit *good news*. Jüngst gab es davon so wenige in unserem Land, dass man sich überlegen muss, ob ein neues Selbstverständnis nötig sei und man als Schweizer zur Einsicht kommen müsse, wir seien keine *overachiever* mehr. Sondern unfähig oder, noch schlimmer, unwillig geworden zum Erbringen von Spitzenleistungen.

Natürlich kann die Realisierung eines Bauvorhabens nicht tel quel mit der Pandemiebewältigung verglichen werden (es dauerte lange Jahre von der Idee bis zur Fertigstellung des Chipperfield-Gebäudes). Dennoch ist es Ihrem Kolumnisten erlaubt, die *performances* der Verantwortlichen einander gegenüberzustellen. Denn im Kern geht es beiderorts um den Umgang mit Unsicherheit: Füllen die Verantwortlichen mehrheitlich richtige Entscheide, kommt's gut. Andernfalls entsteht die

Lage, die etwa beim Impfen gegen Covid-19 in der Schweiz im Augenblick herrscht. Und die uns, gemessen an Ländern, denen wir bis vor kurzem vermutlich gezeigt hätten, wie's geht, schlecht aussehen lässt.

Woran liegt es, dass wir es mit einer Hier-Flop-dort-top-Gegebenheit zu tun haben? Zuerst neige ich dazu, die Qualität der Verantwortlichen beim Bund schwächer einzuschätzen als die des entsprechenden Personals bei Kantonen respektive der sich noch näher am Geschehen befindlichen Mitarbeiter. Hätten Bundesrat Alain Berset beziehungsweise Nora Kronig Romero, Impfstrategin des Bundesamts für Gesundheit, beim Kunsthäuserweiterungsbau etwas zu sagen gehabt, kann man sich, fussend auf deren *track record*, vorstellen, wie Frau Kronig Romero ein Zusammenarbeitsangebot mit Chipperfield abgelehnt hätte (mit der Begründung vielleicht, kurz bevor sie ihren Mutterschaftsurlaub antritt, man möchte den Museumsentwurf nicht einer Showtanz-Männergruppe überlassen). Und Berset hätte, falls er in Kenntnis gesetzt worden wäre, möglicherweise nicht zurückgerufen (oder zu spät).

Zur Hauptsache hing das gute Gelingen des Museumsneubaus aber wohl davon ab, dass dafür eine Public-private-Partnership – also private Firmen und öffentliche Institutionen machen gemeinsame Sache – gewählt wurde. Rund 75 Millionen der Kosten von knapp über 200 Millionen Franken wurden mit Geld, das die zuständigen Leute der Zürcher Kunstgesellschaft bei Privaten sammelten, bezahlt; die Ziel-

Besonders willkommen sind zurzeit good news. Jüngst gab es davon wenige in unserem Land.

kostenüberschreitung von 15 Prozent darf als verhältnismässig beschrieben werden. Und damit auch das gesagt ist: Ich bin nicht der Meinung, Führungskräfte der privaten Wirtschaft seien unfehlbar. Walter Kielholz, Präsident der Zürcher Kunstgesellschaft, hat in seiner Haupttätigkeit als früherer Präsident der Credit Suisse beziehungsweise der Swiss Re, einer Rückversicherungsgesellschaft und Kunsthaus-Unterstützerin, zweistellige Milliardensummen an Shareholder-Value vernichtet. Als Museumsneubau-Chef im Nebenamt hat er einen prima Job gemacht, *malgré tout*.

Die Pandemie, das ist die gute Nachricht, kann vermutlich im Laufe des Jahres unter Kontrolle gebracht werden in unserem Land. Und wenn die nächste kommt, sitzen denkbarerweise Politiker und Beamtinnen in Bern, die aus den Fehlern ihrer Vorgänger gelernt haben (und dann vielleicht sogar besser handeln).

Mit dem Erweiterungsbau hingegen hat Zürich jetzt ein Kunsthaus auf dem Niveau der wichtigsten Museen in den Weltstädten. Darauf darf man stolz sein als Zürcher, auch wenn man, wie MvH, aus Bern kommt.



UNTEN DURCH

Ein Auto namens SBB

Linus Reichlin

Ich habe auf einer E-Reisen-Plattform eine kirgisische Frau kennengelernt! Sie heisst Kazan-Kuygan. Beziehungsweise ich dachte zuerst, das sei ihr Name. Aber dann schrieb sie: «No, it is a city.» Sie heisse Gulnura und wohne in Kazan-Kuygan. «That means flower-beam», schrieb sie. «Flower-beam is a beautiful name for a city!», schrieb ich, und sie antwortete: «No! Kazan-Kuygan means in English teapot. Gulnura means flower-beam. And what means Linus?» Ich schrieb, Linus bedeute gar nichts, es sei nur die lateinische Endung für etwas Kleines. «For example Marcellus is a big Roman man», schrieb ich, «but if he loses his legs, he is called Marcellinus.» Gulnura fragte mich, wie oft ich Marcellinus im Krankenhaus besuche. Ich schrieb: «Never! He is not in hospital! I don't know him!» – «You don't know him, but you cut his legs???» schrieb Gulnura. Da wurde mir klar, dass in der Beziehung zwischen Gulnura und mir nicht die Kommunikation im Vordergrund stehen wird. Macht nichts. Den

Anspruch, mit einer Frau über alles reden zu können, habe ich vor Jahren aufgegeben, als ich begann, mich nur noch für das Äussere zu interessieren. Ich merkte damals, dass lange Beine meine Begeisterung für eine Frau viel stärker beeinflussten als lange Gespräche. Während dieser endlosen Gespräche hielt mich ehrlich gesagt jeweils nur der Blick auf die Beine der Frau am Leben. Diese wunderbaren Beine entschädigten mich für alles, was die Frau sagte. «Yes, I have long legs», schrieb Gulnura, «like Marcellinus before he met you!!!» Sie schickte mir ein Foto von sich mit langen Beinen und noch zwei andere, auf denen sie sich über eine Brüstung lehnte, damit man vorne reinsehen konnte. Ich schrieb: «You have humor, I like that.» Ich meinte damit, dass humorvolle Frauen die schlechten Eigenschaften eines Mannes in der Regel etwas länger ertragen als humorlose.

Humorvolle Frauen hatten oft eine schwierige Kindheit, die ihnen die Augen öffnete für die Unvollkommenheit der Menschen. Diese Frauen erschreckt es nicht, wenn ein Mann sich als egoistischer Vollidiot entpuppt, sie haben gar nicht damit gerechnet, dass er etwas anderes sein könnte. Eine humorvolle Frau mit schönen Beinen wäre der Royal Flush, doch sonderbarerweise scheint das eine das andere auszuschliessen. «But maybe you are the perfect combination», schrieb ich, «between Woody Allen and Linda Evangelista!» Gulnura antwortete mit der Frage «What car you have?» Aha! Die typische Frage osteuropäischer Frauen. Nach so viel Kommunismus ist das mehr als verständlich. Ich überlegte mir, welches Auto Gulnura gefallen könnte. Es musste eins mit viel Beinfreiheit sein, damit sie bei langen Fahrten auch mal die Knie durchstrecken konnte. «I have a car called SBB», schrieb ich, «it's a very, very long Swiss car, and I am always punctual.»

«Do you have a bar in the car?», schrieb sie, und ich antwortete: «Yes! And the car has a lot of toilets!» Ich verheimlichte ihr, dass die Toiletten immer besetzt sind, vor allem die in der Nähe des Bord-Bistros. Jetzt schickte sie mir ein Foto, auf dem sie in einem engen, kurzen Kleid rittlings auf einem Baumstamm sass. Sie schrieb: «I think, you are not the right man. I love nature. I hate cars. They destroy the woods.» Ich schrieb: «But my SBB is fully electric!» Sie antwortete nicht mehr.

Macht nichts. Es gibt auf der Eheanbahnungs-Plattform noch eine Vielzahl anderer Kandidatinnen. Das ist das Gute daran, wenn man sich nur noch für das Äussere interessiert: Die dadurch entstehende Austauschbarkeit der Frauen ermöglicht dem Mann ein blindes Zugreifen. Augen zu und hinlangen: Schon entsteht eine Art Beziehung. «Und wie ist das Wetter bei dir im Mittelalter?», fragte mein Freund Bruno.



FAST VERLIEBT

Die Sprache der Macht

Claudia Schumacher

Einigen meiner Freundinnen geht es so: Sie fühlen sich zerrieben zwischen Beruf, Haushalt, Beziehung und Familie – und wünschen sich, dass ihr Partner mehr abwäscht, die Blumen giesst, die Kinder abholt, Romantik kredenz. Denn für all das fühlen sie sich als Frauen dauernd verantwortlich. Und sie sind müde. Sie wünschen sich ihre Ruhe. Und sie glauben, dass sie diese Ruhe vor allem durch eine Sache erreichen: durch Reden.

Reden, reden, reden.

Das ist erst mal viel Lärm, also: das Gegenteil von Ruhe. Machen sie gute Erfahrungen mit dieser Vorgehensweise? «Verblüffenderweise: Nein. Oder: Natürlich nicht», meinte letztes Wochenende eine Freundin beim gemeinsamen Frühstück und lachte: «Je mehr ich ihm ein Ohr abkaue, desto weniger hört er.» Das fand sie einerseits logisch – andererseits überhaupt nicht. «Warum zur Hölle interessieren ihn meine Bedürfnisse nicht?»

Wir Frauen bereden alles, von der richtigen Kita über die Gehaltsverhandlung bis hin zu unseren Haarpflegeprodukten. Wir bekommen sämtliche Herausforderungen unseres Lebens

im Gespräch gemeistert, nur diese eine nicht: den Mann an unserer Seite. Frauen werden zum Reden erzogen, Männer zur Macht – für meine Generation scheint das zumindest noch oft der Fall gewesen zu sein. Es sind zwei völlig verschiedene Ansätze, sein Leben zu organisieren, und wenn sie aufeinandertreffen, muss man leider sagen: Die Macht ist mächtiger. Sie hat mehr mit Schweigen als mit Übererklären zu tun, mehr mit Fokus als mit dem Gefühl, für alles verantwortlich zu sein, und mehr mit konsequentem Sichrausnehmen als mit permanenter Einsatzbereitschaft.

Eine Frau in meinem Bekanntenkreis – zwei Kinder, Führungsposition – beherrscht diese Fremdsprache fließend. Sie konzentriert sich auf das, was ihr wichtig ist, und hält sich wortlos aus allem anderen raus. Interessanterweise wird die Lücke, die sie hinterlässt, automatisch von anderen gefüllt.

Ruft sie ihren Mann an, um ihm – geplagt von Gewissensbissen – zu sagen, dass sie es vielleicht nicht schafft, die Kinder abzuholen, weil sie einen Termin hat, den sie aber womöglich, Moment ... auch verschieben könnte? Legt sie dann auf, um zornig ihren Termin zu verschieben und selber die Kinder abzuholen – nur um ihrem Mann dann eine gepfefferte WhatsApp zu schreiben, warum er nicht selber mehr Opferbereitschaft an den Tag lege, er sehe doch, wie überarbeitet sie sei? Natürlich nicht. Stattdessen ruft sie ihren Mann an und sagt klipp und klar: «Entschuldige, Schatz, aber ich kann unmöglich weg. Holst du die Kinder?» Et voilà: Er tut es. Vielleicht jammert er ein bisschen, aber das ignoriert sie dann. Und wenn sie am Geburtstag ihres Sohnes keinen Kuchen backt, dafür aber die Schwiegermutter es tut, empfindet sie das nicht als Affront. Stattdessen isst sie Kuchen – und geniesst ihre Ruhe.



Wind unter den Fusssohlen

Wenn das Fernweh überwiegt.



Möglichkeit einer kleinen Verzauberung: Küstenstadt Nizza.

Von allen süßen Giften im Leben ist Fernweh wohl das heimtückischste und jenes, das sich am ehesten meiner Kontrolle entzieht. Es wäre schön, es kontrollieren zu können, weil man sonst gleichzeitig überall und nirgends ist, wie gefangen in einem Vakuum, haltlos. Diese Gleichzeitigkeit ist das Wesen des Fernwehs; es ist im selben Moment leicht wie Luft und schwer wie Blei, wie Wind unter den Fusssohlen oder eine Schicht dicken Schlamms.

Ich glaube, Fernweh wird gespeist aus Unzufriedenheit und Hoffnung. Aus der Vorstellung, dass man woanders, in einer Landschaft oder an einem Ort, die einen umkosen, als der Bessere seiner selbst und in zartem Sonnenlicht aus dem Kokon seines Ichs schlüpfen wird. Es würde sich anfühlen, so hoffe ich zumindest, wie Wurzeln schlagen im Himmel.

Diese kleinen Fluchtreisen aus dem, was einem das wirkliche Leben ist, sind hoffnungslos romantisch, ich weiss, naiv auch; es ist wie eine Sehnsucht nach dem Unmöglichen, etwas, das nie lebbar und immer nur träumbar ist. Menschen, die unter Fernweh leiden, finden nur im Flüchtigen eine Heimat. Fernwehler sind, wenn man so will, Flüchtlinge ihrer selbst, die sich ihr unstetes Sein schönreden und sich gerne Tagediebe nennen.

Voller Träume

Ich sitze gerade auf der Terrasse eines Cafés, um mich herum tröpfelt das Bemühen der Menschen um Leben, in mir drin kämpfe ich um den Ver-

bleib im Hier und Jetzt. Ich stemme mich gegen das Reisen im Kopf hin zu all den Orten, an denen ich sass und zu denen ich unverzüglich hinmöchte, an denen das Leben nicht tröpfelte, sondern rauschte; an den Marché au Fleurs an der Cours Saleya in Nizza, versunken in der Farbenpracht und ein wenig im Rosé. An das morgendliche «Café du Dôme» in Paris, Ecke Boulevard Montparnasse und Raspail, wenn schöne Frauen vorbeilaufen, als ob sie auf einer Treppe zum Himmel wären, und ein Kühlwagen frisches, gehäckselt Eis für die Austernauslagen gegenüber bringt. Und immer wieder an einen Tisch in einem Café an einem Fischerhafen.

Ich wehre mich gegen all die Cafés der Vergangenheit und der Zukunft, um für einen Fernwehler etwas beinahe Unmögliches zu schaffen; die Gegenwart zu versüßen und, wenn es ihn gibt, den kleinen Zauber des Hier und Jetzt aufzuspüren. Ich bin nicht wirklich gut darin, es liegt an dieser unergründlichen, scheinbar auch mit zunehmendem Alter unüberwindbaren Unzufriedenheit.

Es hilft auch nicht zu wissen, dass all das Sitzen an Tischen auf fernen Terrassen, dieses Sein an der Endstation des Fernwehs in seiner Glückseligkeit und das Verschmelzen der Zeit zu einem einzigen Ticken nur von kurzer Dauer war, wie eine Sternschnuppe, und man dann wieder in einen wie unbeweglichen Himmel starrte und auf die Erlösung einer weiteren Sternschnuppe aus einem andern Teil des Firmaments hoffte.

Mag sein, dass dieses Fernweh wie ein letztes Tau zu seiner eigenen Kindheit und auch Jugend ist, zu diesen Tagen, als das Leben zuerst wie ein ewiger Traum schien und dann voller Träume war. Und dass es darum geht, dieses Tau zu kappen, was man dann wohl Erwachsenwerden nennen könnte, um die Tür zum Hier und Jetzt und seinen Landschaften, Orten und Terrassen zu öffnen. Und mit einer, wenn auch da und dort brüchigen, Zufriedenheit erfüllt zu werden, anstatt für die Dauer des Kusses eines Gottes mit, eben, Glückseligkeit.

«Willst du immer weiter schweifen?»

Im Grunde muss man sich entscheiden, aber ich bin wahrscheinlich noch nicht so weit. Vielleicht werde ich auch nie so weit sein, und es verhält sich mit dem Fernweh wie mit der Hoffnung, dass sie zuletzt stirbt. Vielleicht bin ich einfach ein pathologischer Träumer, ein Taugenichts in Sachen Realität.

Ich bestelle nochmals einen Espresso auf dieser Terrasse im Hier und Jetzt, hoffe auf einen Zauber dieser Welt, auf die Möglichkeit einer kleinen Verzauberung, aber heute, so fürchte ich, wird das nichts. Da ist auch Goethe keine Stütze, sein Vers, den er an sich selbst geschrieben hat, wohl um seinem unstillbaren Fernweh zu entkommen: «Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah. Lerne nur das Glück ergreifen. Denn das Glück ist immer da.»

Wie eine Sucht

Françoise Reichen, 42, ist Pilotin im Airbus A320. Sie habe das schönste Büro der Welt, sagt sie.

Ich bin zweifache Mutter, Hausfrau und Pilotin. Ich arbeite 60 Prozent bei der Swiss, seit 2015 als Kapitänin auf Kurzstrecken, zuvor flog ich Langstreckenflüge. Mein Büro ist das schönste der Welt. Wenn ich im Airbus A320 durch Wolken fliege, die Sonne sehe, den Sternenhimmel, die Wetterbilder – das ist wie eine Sucht. Gewisse Flughäfen fliege ich besonders gerne an, Genf und Zürich zum Beispiel. Die Szenerie, mit Bergen und Seen, ist einzigartig. Magisch finde ich San Francisco. In die Heimat kehre ich immer gerne zurück, auch wenn mich die Pandemie gerade am Boden hält. Sonst lande ich oft viermal pro Tag irgendwo in Europa.

Ich wollte nicht von klein auf Pilotin werden. Zwar hatte ich *Bäbi*, ich spielte aber lieber mit Legos. Ich wohne am Bielersee, wo ich auch aufwuchs. Die Fliegerei beeindruckte mich früh, auch wenn wir selten mit dem Flugzeug verreisten. Mein Vater nahm mich und meine Schwester viel an den Flughafen mit. Die Atmosphäre, wegzugehen und abgeholt zu werden, faszinierte mich. Dazu das Neue, die Abenteuer, die Ferne. Im Wirtschaftsgymnasium besuchte ich eine Swissair-Infoveranstaltung, mich schreckten aber die Ausbildungskosten ab. Später begann ich ein Wirtschaftsstudium in Zürich – gar nicht meine Welt. Mein zweiter Besuch bei der Swissair packte mich. 2001 bestand ich die Selektionsprüfungen – gerade als das Grounding war; ein Schock! Ohne Familie, die mich unterstützte, wäre ich heute nicht, wo ich bin.

«Pilotin? Wow!»

Ohne Vorkenntnisse begann ich die eineinhalbjährige Ausbildung. Als Berufspilotin hatte ich dann eine Instrumentenfluglizenz, die Typenausbildung dauerte nochmals ein halbes Jahr. Zu der Zeit wurden keine Pilotinnen und Piloten gesucht, also strandete ich im Sommer 2003 in einem Büro, wo ich Navigationsdaten auf-

bereitete. 2005 fand ich eine Stelle in Wien. Mein erster Flug führte nach London, eine Riesenherausforderung. Alles ging schnell: Mental war ich beim Abflug und musste bereits landen. Genossen konnte ich es erst später.

Landung und Start sind am heikelsten, das machen wir praktisch immer manuell, ohne Autopilot. Jeder Tag bringt neue Situationen, andere Wetterverhältnisse, mal sind es technische Herausforderungen, mal muss man sich um einen Passagier kümmern. Diese Schwierigkeiten, diese breite Fächerung bereichern einen.

Für diese Situationen sind wir trainiert; passiert ist noch nichts Gravierendes, seit ich 2007 zur Swiss wechselte. Was sich seither veränderte, ist die Reichweite: Früher flog man mit x Zwischenstopps nach Hongkong. Heute sind Direktflüge täglich üblich, die Aufenthalte kürzer und der Zeitdruck oft gross, um Anschlussflüge zu erreichen.

Gleich blieben die Reaktionen, wenn ich von meinem Beruf erzähle. «Ah, was? Du bist Pilotin? Wow!», höre ich meistens. Viele finden es speziell, weil ich eine Frau bin. Ich sage immer, jeder der will, kann das. Dass nur 5 Pro-

zent Pilotinnen bei Swiss arbeiten, ist wenig schade, denn viele trauen es sich nicht zu. Dabei gehen wir im Cockpit oft vorsichtiger ans Werk, überlegen dreimal, ob etwas gut ist oder nicht. Männer nehme ich selbstsicherer wahr, sie ergänzen uns mit ihrer direkten Art. Wenn ein Kollege etwas sagt, direkt und offen, schätze ich das. Dass sich daraus Paare kennen- und lieben lernen können, liegt im Berufsleben auf der Hand, in der Luft ist das nicht anders. Speziell ist vielleicht, dass bei der Swiss rund 1400 Pilotinnen und Piloten arbeiten, hinzukommen rund 4500 Cabin Crew Members. Es kann also sein, dass ich morgen mit jemandem fliege, den ich vorher noch nie gesehen habe.



«Jeder der will, kann das»: Captain Reichen.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Geisterbahn

Sie: Weshalb gehen wir nicht aufs Riesenrad?

Er: Ungeimpft kommt man nur noch auf die Geisterbahn.

Sie: Und das auch nur, weil du die Kassierin kennst.

Er: Hast du sie nicht erkannt? Das war Viola Amherd. Sie hat offenbar einen neuen Job gefunden.

Sie: Auf dieser Geisterbahn möchte ich aber nicht arbeiten. Die ist ja gruselig.

Er: Ach was. Das ist doch alles nur alte, verstaubte Dekoration. Waaah! Was war denn das?

Sie: Das war Simonetta Sommaruga.

Er: Mein Gott, habe ich einen Schrecken gekriegt.

Sie: Ui, schau mal! Dort steht Ueli Maurer und tunkt einen Pinsel in einen Schädel, der mit Blut gefüllt ist. Was macht er damit?

Er: Er malt ein Diagramm mit einer steil nach oben steigenden Kurve.

Sie: Ist das die Infektionsrate?

Ueli Maurer (mit Grabesstimme):

Das ist die Neuverschuldung...

Er: Schrecklich!

Sie: Oh mein Gott! Dort sitzen Guy Parmelin und Ignazio Cassis und unterzeichnen das Rahmenabkommen.

Er: Schrecklich!

Sie: Ui! Und dort drüben steht Karin Keller-Sutter und schaut uns schweigend an.

Er: Die sieht eigentlich ganz nett aus.

Sie: Sie hat eher so eine innere Schrecklichkeit.

Er: Oje, hier ist die Geisterbahn schon fertig.

Viola Amherd: Und? Wie war's?

Er: Na ja, es fehlte der Höhepunkt. Zum Schluss hätte ich noch etwas wirklich Schreckliches erwartet.

Sie: Was macht denn Alain Berset?

Viola Amherd: Der ist immer noch Bundesrat.

Sie: Oh mein Gott!

Er: Das ist ja wirklich schrecklich!

Andreas Thiel

ESSEN/DAVID SCHNAPP

Roastbeef im Lichthof

Restaurant Bärengasse, Bahnhofstrasse 25,
8001 Zürich. Telefon 044 210 08 08.
Sonntags geschlossen

Als an jenem Montag Mitte April, der in die Geschichte der Schweizer Gastronomie eingehen wird, erstmals seit Monaten die Restaurants des Landes wieder für Gäste zugänglich gemacht wurden, stand ich natürlich bereit. Das Wetter war zwar durchzogen, eher kühl, aber das Ereignis wollte ich mir nicht entgehen lassen. Es war das Gefühl eines Neunjährigen, der zum ersten Mal wieder mit seinem ferngesteuerten Auto spielen darf, das die Eltern zur Strafe für einige Wochen weggeschlossen hatten.

Aus praktischen und gleichermaßen kulinarischen Gründen fiel die Wahl auf die «Bärengasse» am Paradeplatz. Das Restaurant ist zentral gelegen und verfügt über einen gedeckten



Laubengang sowie einen Lichthof im Innern, wo man auch bei frischen Apriltemperaturen angenehm draussen sitzen kann. Innerhalb von zehn Tagen besuchte ich das Lokal deswegen gleich zweimal.

Die Küche konzentriert sich auf die Zubereitung von Rindfleisch von der Estancia Ojo de Agua in Argentinien, welche dem vielseitig begabten Unternehmer und Yello-Sprechsänger Dieter Meier gehört, der auch an der «Bärengasse» beteiligt ist. Mein erstes Nach-

Shutdown-Mittagessen begann mit einem schlichten Kopfsalat an einer guten, französischen Sauce; empfehlenswert ist aber auch das Avocado-Tatar, das mit etwas Sauerrahm, Limette, Salz und Pfeffer abgeschmeckt wird. Es hat eine schöne cremige Textur und einen frischen Geschmack.

Beim ersten Besuch bestellte ich zur Feier des Tages das eher mächtige, aber perfekt gebratene Entrecôte «Bärengasse», kurz überbacken mit buttrig-würzigem Café de Paris und mit Pommes allumettes serviert. In der Woche darauf entschied ich mich für das Roastbeef «Dieter Meier», ausgezeichnetes saftiges und aromatisches Fleisch mit einem idealen Garpunkt. Mit der Kräutersauce Chimichurri und Grillgemüse ist das ein gutes, leichtes Mittagessen an schöner Citylage.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Châteauneufs Bruder

Domaine La Barroche: Liberty.
AOC Vin de France 2018. 15%. Gerstl,
Spreitenbach. Fr. 19.50. www.gerstl.ch

In der Geografie der Landschaft des Weins sind Flüsse die Lebensadern. Entlang der Gewässer entwickelte sich die (Kultur-)Geschichte zumindest eines Grossteils des europäischen Rebbaus. In Spanien zum Beispiel entlang des Duero (der in Portugal als Douro bei Porto in den Atlantik mündet); in Bordeaux entlang von Dordogne und Garonne und an beiden Ufern ihres Zusammenflusses, der Gironde. Dem Rhein, «Europas Wein-Strom», hat die *Schweizerische Weinzeitung* soeben ein schönes März-Heft gewidmet: von den Reblagen in der Bündner Herrschaft und der übrigen Ostschweiz über Baden und das Elsass bis in die grossen Lagen des Rheingaus und von Rheinhessen.

Nicht weniger bedeutend als europäischer «Wein-Strom» ist die Rhone: vom Ursprung im Wallis über die Terrassen am Genfersee (Lavaux) zu dem, was Weinenthusiasten als «nördliche Rhone» bewundern (die kost-



baren Appellationen Côte-Rôtie, Condrieu, Hermitage etc.), bis zur «südlichen Rhone», längst eine Art Sehnsuchtsdestination für alle, die vom Wein unfragliche, aber nicht banale mediterrane Power erwarten: die im Weinbau-gebiet Côtes du Rhône beheimateten Appellationen wie Gigondas, Vacqueyras, Tavel, Lirac, Rasteau und andere. Und – als eine der kleinsten, gewiss aber die nobelste – Châteauneuf-du-Pape. Hier wachsen auf steinheissen Böden einige der berühmtesten Weine der Welt: Château de Beaucastel, Vieux Télégraphe, Château Rayas et cetera. Sie haben inzwischen alle ihren Preis.

Auch die weniger bekannte, aber in einer 700-jährigen Geschichte wurzelnde Domaine La Barroche führt (neben einem «normalen») einen Châteauneuf der Spitzenklasse (er

kostet 95 Franken und hat den sprechenden Namen Pure), aber unter dem Namen Liberty (und der Deklaration AOC Vin de France) auch eine Cuvée, die dem bescheidener kalkulierenden, aber dennoch anspruchsvollen Weinfreund zugeordnet ist. Der Liberty stammt von alten Reben in Gadagne und einigen deklassierten Châteauneuf-Trauben. Ein Para-Châteauneuf, sozusagen. Jeder, der nicht ein Snob, ein Etikettentrinker, ist, wird einräumen, dass dieser Barroche von Christian Barrot und seinem Sohn Julien keinen Vergleich mit zahlreichen zertifizierten Châteauneufs zu fürchten braucht.

Er ist ein Blend aus 55 Prozent Grenache, 18 Prozent Syrah, 12 Prozent Mourvèdre, 10 Prozent Cinsault und einem Sprutz Carignan. Das Resultat ist ein im Auftritt selbstbewusster, aber keineswegs pompöser, vielmehr sehr harmonischer und eleganter Côtes du Rhône: dunkle Frucht, sehr würzig, pfefferig, gezähmte Tannine, ein Hauch Veilchen über erdigen Noten. Ein heisser, dank seiner Finesse aber auch cooler Wein. Sehr generös. Länger haltbar, als unsere Ungeduld ihm an Lebensdauer zugestehen wird.

Auf zum Schloss

Eine Fahrt durch das frische frühlingshafte Allgäu mit dem neuen Ferrari Portofino M.



In der Region um den Starnberger See im Deutschen Bundesland Bayern gibt es eine Reihe von Zielen, die eine Ausfahrt lohnen. Kürzlich hatte ich die Gelegenheit, den neuen Portofino M von Ferrari durch diese Gegend zu steuern. Eine Fahrt durch eine bezaubernde Landschaft schien die ideale Wahl für die Erprobung dieses formschönen Gran Turismo.

Mit dem Tourismus ist es in Deutschland zurzeit zwar eher schwierig, aber für einen Tag liessen sich immerhin das Auto und die Gegend geniessen. Aus Sicht von Ferrari steht das Coupé-Cabrio für eine «Reise der Wiederentdeckung», weil das Werk in Maranello im Zuge der Corona-Massnahmen für einige Zeit geschlossen war und der Portofino M das erste neue Fahrzeug ist, das seit der Wiederinbetriebnahme die Entstehungsstätte legendärer Sportwagen verlassen hat.

Ich begeben mich hingegen eher auf eine Neuentdeckung, mein Ziel ist Schloss Neuschwanstein bei Füssen, die weltberühmte Burg des Bayernkönigs Ludwig II., die gegen Ende des 19. Jahrhunderts gebaut wurde und heute wirkt, als wäre es die Kulisse aus einem märchenhaften Disney-Film. Das passt ganz gut zu meinem Fahrzeug, finde ich: Einen Ferrari zu fahren, ist immer etwas Aussergewöhnliches – die Begegnung mit einem lebendigen Mythos sozusagen.

Die Entwicklungsingenieure und Techniker in Maranello haben es hervorragend hinbekommen, diesen Mythos weiterzuentwickeln. Der Portofino M (M für «modificata») ist perfekt eingepasst zwischen den Ansprüchen, die man an sein Auto für eine schöne

Reise hat, und den Möglichkeiten, die ein sportliches 620-PS-Cabrio bieten sollte. Das Fahrwerk ist komfortabel, wenn man will, und nur eine Schaltstufe am kleinen Manettino weiter wird aus dem Portofino M ein leistungsfähiger Sportwagen, der die volle Aufmerksamkeit des Fahrers verlangt.

In eine formschöne Hülle verpackt, die innen in bester italienischer Tradition mit wunderbar verarbeitetem Leder ausgekleidet ist, verbirgt das Stahldach-Cabrio seine technischen Fertigkeiten auf den ersten Blick. Aber das 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, das elektronische Sperrdifferential, die Traktionskontrolle und andere Systeme haben spürbare verwandtschaftliche Beziehungen zur Formel-1-Technik.

Das Schöne ist, dass man im Portofino M nichts muss, aber vieles kann. Während ich mit offenem Dach durch die frische Allgäuer Frühlingsluft fahre und schliesslich das legendäre Schloss ins Bild rückt, ist zügiges, aber gemütliches Gleiten die geeignete Fortbewegungsart. Und nach einer kurzen Pause am Fusse des historischen Orts darf es für die Rückfahrt etwas sportlicher zugehen. Dafür ist der Ferrari natürlich noch so bereitwillig zu haben.

Ferrari Portofino M

Motor/Antrieb: V8-Turbo-Frontmotor, 8-Gang-F1-Doppelkupplungsgetriebe, Hinterradantrieb; Hubraum: 3866 ccm; Leistung: 620 PS (456 kW); max. Drehmoment: 760 Nm bei 3000–5750 U/min; Höchstgeschwindigkeit: 320 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 3,45 sec; Preis: ab Fr. 236 950.–



OBJEKT DER WOCHE Im Untergrund

La Noxe

Subway-Linie 1, Haltestelle 28th Street, NYC

Im autoverrückten Amerika dienen Bahnhöfe bisher bloss dem reinen Zweck. Jetzt findet eine emotionale Aufwertung der seelenlosen Hallen und Wartezonen statt. Während vor anderthalb Wochen an der Westküste die Oscar-Verleihung live aus der Union Station in Los Angeles kam, hat sich im Osten des Landes die geheimnisvollste Bar Manhattans in einer Subway-Haltestelle eingeknistet. Sie heisst «La Noxe», und auf ihrer Warteliste stehen die Namen von 1500 Möchtegern-Gästen.

Mitte März eröffnete der Franzose Jey Perie die Cocktail-Lounge im New Yorker Untergrund. Nach einem Clip, der sich wie ein Lauffeuer auf der Social-Media-Plattform Tiktok verbreitete, sprechen nicht nur New Yorker Nachteulen über die Bar, im halben Land sorgt sie für Gesprächsstoff: Selbst Jimmy Fallon erwähnte das «Noxe» in seiner «Tonight Show».

Wegen der Corona-Massnahmen dürfen sich maximal nur dreissig Personen in den Räumlichkeiten aufhalten. Sie sind dienstags bis sonntags abends von sechs bis elf Uhr geöffnet. Der Betreiber hofft aber, dass er bald bis vier Uhr früh Drinks – zum Beispiel den «Secret Garden» für 17 Dollar – servieren kann.

Wenn Sie das Glück haben, sich derzeit in New York aufzuhalten, können Sie sich ja mal auf die Suche nach der versteckten Bar machen. Beizer Perie beschreibt das kleine urbane Abenteuer in der *New York Post* wie folgt: «Es spielt keine Rolle, wie gut ich den Leuten den Weg erkläre, sie verirren sich immer – aber das ist Teil der Magie.»

Benjamin Bögli

Gleichheit, made in Europe

Dürfen Werke von Afroamerikanerinnen von weissen Autorinnen übersetzt werden? Dürfen Transmenschen in Filmen von Schwulen dargestellt werden? Ist die Teilnahme Weisser in Yogaklassen ein kolonialistischer Akt? Die gesellschaftliche Stellung von kulturellen, ethnischen, sozialen oder sexuellen Gruppen stärken zu wollen: Darüber gibt es nichts zu streiten. Den derzeit in Mode geratenen identitätspolitischen Imperativ hingegen, laut dem jegliche «Aneignung» zu vermeiden sei, darf man als rückwärtsgewandt bezeichnen. Eine Kultur gehöre nicht einzelnen Menschen, schreibt die Feministin Caroline Fourest in ihrer Kritik «Generation beleidigt». Keine Gemeinschaft dürfe für sich beanspruchen, über eine reine, unbeeinflusste Kultur zu verfügen. Dem identitären Prinzip der Sonderbehandlung ist das universelle Prinzip der Gleichbehandlung entgegenzusetzen. Ein Ansatz, den man wiederum als eurozentristisch verteufeln darf. Denn die Idee der Gleichheit ist ein Erbe der europäischen Aufklärer und weltweit einmalig.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Wer darf ihr Gedicht «The Hill We Climb» übersetzen? Amanda Gorman.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Die Weltwoche und der Spiegel liegen bei der Einschätzung aller brandaktuellen Themen wie Corona, Trump, Energiepolitik und Klimaerwärmung nahezu diametral auseinander. Wie ist das möglich? Beide Redaktionen scheinen einen ordentlichen Job zu machen. Gibt es denn gar keine Fakten und Wahrheiten mehr? Sondern nur noch Meinungen?

J. H., Rieden

Sie lesen die *Weltwoche* und den *Spiegel* gut und bemerken zu Recht, dass die beiden Wochenzeitungen bei aktuellen Themen – wie Corona oder Trump, Energiepolitik oder Klimaerwärmung – diametral entgegengesetzter Auffassungen sind. Tatsachenberichte sollten aussagen, was ist, und sollten eigentlich nicht gegenläufig sein. Aber die Schlussfolgerungen sehr wohl. Ist es eine Klimakatastrophe, wenn



es innerhalb von zwei bis drei Jahren etwas wärmer ist? Hier gehen die beiden Zeitungen getrennte Wege. Für den *Spiegel* zählt die linke, ja sozialistische Theorie als Massstab, die *Weltwoche* ist eine bürgerliche Wochenzeitung. Und da gibt es doch zwangsläufig Differenzen.

Man kann auch eine völlig falsche Ansicht gut darstellen, indem man sie gut vertritt. Eine absolute Wahrheit gibt es ja nicht. Darum ist es gut, dass es verschiedene Zei-

tungen gibt mit verschiedenen Meinungen. Jede Sache hat ihre verschiedenen Seiten. Da braucht es die Meinungsäusserung, die Pressefreiheit, und nötig ist auch eine Pressevielfalt. Dies alles ist leider im Abnehmen begriffen. Ich finde es gut, dass eine bürgerliche *Weltwoche* dem viel grösseren deutschen Magazin *Spiegel* mutig entgegentritt.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Carole Hübscher

Als alle nach Asien zügelten, blieb Caran d'Ache in Genf.

Zu Gast bei einem Schweizer Familienunternehmen, das die Schwerkraft überwindet.

Der Hersteller von Edelfüllfedern, Mal- und Schreibwaren Caran D'Ache ist ein betriebswirtschaftliches Wunder. Das beginnt aus der Sicht des Laien damit, dass ein Farbstift ein Farbstift ist. Falsch. Zweitens produziert Caran d'Ache in einem teuren Land in einem noch teureren Kanton. Von hier aus wetteifert das Unternehmen mit Herstellern aus Fernost.

Zu Beginn des Lunch-Termins in der gut bekochten Kantine des Hauptquartiers bemerkt Präsidentin und CEO Carole Hübscher, dass Caran d'Ache auf der Weltbühne «fast der letzte Europäer seiner Art» sei. Als sie vor fast zwanzig Jahren dem Verwaltungsrat beitrug – damals leitete noch ihr Vater die Firma –, sei es «fast ein Dogma» gewesen, die Herstellung nach Asien zu verlagern.

Die damalige Unternehmensführung entschied sich gegen Billigproduktion. «Wir hatten die Wahl: Durchschnittsqualität und Tiefpreise», sagt die 54-jährige Carole Hübscher und nimmt einen Bissen gebeizten Lachs, «oder Spitzenqualität – Schweizer Qualität – und höhere, faire Preise.» Bis heute wird jeder Caran-d'Ache-Bleistift, -Farbstift und -Gold- und -Silberfüllfederhalter hundertprozentig in Thônex bei Genf gefertigt. Rund 300 Mitarbeiter beschäftigt Caran d'Ache weltweit, davon die Mehrzahl in der Schweizer Produktion.

Auf der Kommandobrücke

Vor bald zehn Jahren übernahm Carole Hübscher in vierter Generation die Geschäftsleitung. Drei Zweige der Gründerfamilie teilen sich Aktienkapital und Verwaltungsrat. Aber per Familien-Charta hat sich Carole Hübscher Freiräume geschaffen. «Dass ich die Einzige war, die die Führung übernehmen wollte, hat das Ganze vereinfacht.»

Ihren Entscheid, auf die Kommandobrücke zu wechseln, konnte sich die dreifache Mutter reiflich überlegen. Zuvor gehörte sie an der Seite ihres Vaters zehn Jahre dem Verwaltungs-

rat an. Ursprünglich hatte sie die Hotelfachschule in Genf absolviert. Anschliessend war sie in der Hotellerie tätig. «In keinem anderen Business lernt man besser, was Kunden sind und welche Bedürfnisse sie haben.» Das Innere von Caran d'Ache erkundete sie in frühen Berufsjahren beim New Yorker Importeur und in Genf, bevor sie an der Harvard Business School ein Management-Entwicklungs-



In vierter Generation: CEO Hübscher.

programm (PMD) absolvierte und bei Caran d'Ache in Richtung Verwaltungsrat abbog. Gleichzeitig gründete sie, nach Tätigkeiten für Swatch, ein eigenes Unternehmen für Markenbildung in der Luxusgüterindustrie.

«Zum Glück haben mich meine Eltern nie in die Firma gezwungen», sagt Carole Hübscher. Der Entschluss sei allmählich gereift, als sie erkannte, was für ein einmaliges, fast unglaubliches Erbe sie antreten durfte. Den Kunden er-

klären, was Caran d'Ache ausmacht – das ist ihr oberstes Ziel. Denn: «Der Konsument ist heute sehr anspruchsvoll.» Ihr Vater habe im ganzen Leben vielleicht zwei Interviews gegeben. «Heute hingegen muss man transparent sein; insbesondere, wenn man etwas richtig macht.»

«Nimbus des Exklusiven»

Caran d'Ache löse in erster Linie das Versprechen von Schweizer Qualität ein. Im «Schweizer Heim- und Hauptmarkt» sei das etwas Normales, bemerkt sie. «Aber in der Welt haftet uns ein Nimbus von Exklusivität an.» Dazu gehört auch Innovation. Welche technische Revolution gibt es bei einem Stift? Sehr viele, sagt Carole Hübscher. Bei Farbstiften sei die Künstlergemeinde sehr anspruchsvoll, weswegen man viel in Materialforschung und die Rezeptur für Stiftminen investiere. Zudem laboriert das Unternehmen daran, die kalifornische Zeder für Holzstifte durch einheimisches Gewächs zu ersetzen. Kein leichtes Unterfangen, denn hiesiges Holz ist härter und neigt zur Ast- oder Harzbildung. «Aber wir sind dran.» Ein dritter Schwerpunkt, der Caran d'Ache seit je wichtig ist: Nachhaltigkeit. Die Abfälle aus der Stiftproduktion – vor allem Holzstaub – werden beispielsweise zum Heizen verwendet. «Für uns ist Nachhaltigkeit nicht neu, sondern ein anderer Ausdruck für «gesunden Menschenverstand» und ebenfalls Teil unserer Firmen-DNA.»

In Kürze wird Hübscher ein neues Kapitel aufschlagen. Dann nämlich wird die Produktion verlagert. Aber nicht nach China, sondern in eine neue Fabrik, ein bisschen näher an Flughafen und Autobahn. «Wir bleiben in Genf.» Das Grundstück hat Caran d'Ache bereits erworben. Und in ferner Zukunft will sie die Firma an die nächste Generation weitergeben. «Noch stärker und besser, als ich sie von meinem Vater übernommen habe.»

Florian Schwab

Das Leben kann so einfach sein, wenn man es selber schreibt

Monika Hausammann erschafft als Frank Jordan die gegenwartsprallsten Thriller unserer Zeit. Dabei lebt die Bernerin weltabgewandt in einer archaischen Klause in Frankreichs Südwesten.

Matthias Matussek

Thriller sind Heldenepen, und seit der Illias, seit «menis», dem Zorn des Achill, mit dem der gewaltigste Gesang des Abendlandes anhebt, sind es die Einzelnen, die kriegsentscheidend sind.

Bis in unsere Tage sind sie es, die Ordnung schaffen in einer Welt, die leicht aus den Fugen gerät, in diesen unübersichtlichen Zeiten der Seuchenpanik und politischen Manipulationen und der unversöhnlichen ideologischen Lager, die den Furor des Kalten Kriegs vergangener Tage wie eine wohlgetaktete Ampelschaltung erscheinen lassen.

Es ist eine Welt, die zumindest ständig bedroht ist von feindlichen Mächten, von unfähigen oder sinistren Staatsbeamten, von skrupellosen Milliardären, die die Wohltäter geben, von Fanatikern und Entwurzelten, von wiederum Einzelnen mit Vernichtungsmöglichkeiten ungeheuren Ausmasses.

Und wir, das ohnmächtige Thriller-Publikum mit dem bangen Blick auf den ständig drohenden Weltuntergang, setzen unsere Hoffnungen auf entschlossene Einzelkämpfer wie Ludlums Jason Bourne oder Clancys Jack Ryan.

Oder eben auf Frank Jordans Carl Brun, den Chef dieser klandestinen Schweizer Einheit, auf dass es ihm auch diesmal gelinge, die übelsten Sauereien zu vereiteln.

Knurriger Abenteurer

Brun, den man sich wie den jungen Russell Crowe vorzustellen hat, ist aus der Art geschlagen, ein knurriger Abenteurer, der sich im sudanesischen Bürgerkrieg herumgetrieben hat, wetterfest, schlachtengegerbt.

Die Schweiz? Jawohl, genau diese, und sie steht in den Romanen von Frank Jordan für viel mehr als nur für ein unwiderstehlich schönes Alpenland mit glücklichen Kühen, die an jedem Bein fünf Uhren tragen.

Diese Schweiz steht für Unabhängigkeit, für unbeugsamen Freiheitswillen, für gesunden Menschenverstand und für Politiker, die ihr Land, ihr Volk tatsächlich lieben, nun ja, zumindest einzelne unter ihnen (wie Bruns Vater), die also Patrioten sind, was aus deut-

scher Sicht schon allein als verdächtiges Ausschlussmerkmal zu gelten hat.

Die Schweiz von Frank Jordan ist eine Idee, sie ist die Freiheitsstatue der Nationen, die praktizierte Utopie eines neutralen Eigensinns zwischen den gierigen Grossmachtblöcken der Welt.

Ach so, ja, der knallharte Frank Jordan übrigens ist eine Frau, die Monika Hausammann heisst, und die ist politisch so verdammt inkorrekt und darüber hinaus auch noch attraktiv mit ihrem Sturz aus blonden Locken und den eisblauen Augen darunter, so habe ich sie auf Facebook kennengelernt.

Also nicht wegen ihrer blauen Augen, sondern wegen eines treffenden Posts zur linken Identitätsidiotie, den ich unterschreiben konnte. Und als ich mitkriegte, dass sie Thriller schreibt, war mein Interesse erst recht ge-

Was Monika Hausammann in diesen Zeiten heraushebt, ist ihre politische Unerschrockenheit.

weckt, denn ich liebe Thriller; ich war mit John le Carré befreundet und kenne Don Winslows Gesamtwerk auswendig und selbstverständlich Tom Clancys Waffenarsenale.

Was Monika Hausammann in diesen Zeiten heraushebt, ist ihre politische Unerschrockenheit, ihr Freigeist.

Wir tauschten Mails. Sie lebt für sich in einem 400 Jahre alten Bauernhaus aus Naturstein im Südwesten Frankreichs, und weil sie so gern alleine lebt, hat sie vor rund zehn Jahren nicht nur das Haus gekauft, sondern auch noch das Land drumherum.

Und sie weiss, was Gottfried Benn meinte, als er stöhnte: «Dichten – ein unbarmherziges Geschäft.» Morgens um drei klingeln die Wecker, zuerst der eine, dann der nervtötende andere. Schichtbeginn. Strecken, Aufstehmanipulationen. Hilft ja nichts, die Schlacht wartet.

Hausammann hüllt sich in eine monströs grosse Holzfällerjacke, tapert zum längst erloschenen Kamin, säubert ihn und macht Feuer. Das «Feuermachen» dieser Einsiedlerin in ihrer

Klause in der kalten dunklen Nacht – das ist haargenau so archaisch, wie es klingt.

Sie geht in die Küche, braut sich ihren starken Kaffee. Rüber ins Bad, Zähne putzen, Kaltes Wasser ins Gesicht.

Zurück ins Wohnzimmer, wo ihr Schreibtisch steht. Blick in die Flammen, Feuer brennt. Den Laptop hochfahren und die Absätze vom Vortag lesen. Korrekturen. Ein Schluck Kaffee. Dazu der erste Zigarillo, Marke Mehari's, mit Filter.

Dann zieht sie in die Schlacht, mit Carl Brun und seinem Buddy Piet, mit Nouriel und Valentin, dem alten Überwachungsspezialisten mit dem Talent, sich unsichtbar zu machen. Mit Sava (rothaarig wie Julianne Moore!) und der lockigen Jezreel, die Zigarillos pafft, und mit dem Fast-Autisten und IT-Freak Lorenz, der im vorletzten Thriller «Das Attentat» auf diese wundervolle Art eingeführt wird:

«Lorenz gehörte zu jenen, die ihre helle Freude daran haben, den Versuch anzutreten, einen Weg zu finden, mit einer Kaffemaschine Toast zuzubereiten. Das war Lorenz. Und in der Regel gab's am Ende Toast für alle.»

Grubenarbeiten, Tiefenschürfungen

Interessant ist der illusionslose, ja verächtliche Blick, den der mächtige Financier Sorokin, ein über den Sinn des Lebens philosophierender krebskranker Strippenzieher, aus der Tiefe der russischen Seele auf den Westen wirft.

«Demokratie», denkt er. «Das war der Kern. Sie wurde vom Gros der Menschen in Europa nach wie vor wie ein Gott verehrt und angebetet. Der Gedanke, dass sie längst zur Diktatur all jener geworden war, die davon lebten, kam ihnen gar nicht. Wer auch immer durchgreifen und durchregieren wollte, musste es schaffen, dies auf demokratische Weise zu erreichen. Er musste die Menschen zwingen, zu wollen, was er wollte, ohne dass sie sich des Zwanges bewusst waren.»

Das sind Sätze, die in Pandemie-Zeiten, in denen ausgerechnet Schriftsteller (und Freunde) wie Thomas Brussig aus der einstigen DDR in einem Essay «Mehr Diktatur wagen» fordern, kaum abwegig klingen. Besonders



Beginne mit einem Erdbeben und steigere allmählich: Autorin Hausammann.

nicht in Zeiten, in denen die deutsche Regierung den Inland-Geheimdienst auf die grösste Oppositionspartei des Landes ansetzt, und das nicht etwa gegen die Proteste, sondern unter Zustimmung regierungshöriger Medien.

In diesem Kontext ist sich einer wie Sorokin sicher, «dass in Europa gerade ein Putsch stattfand. Ein gewaltiger und gewaltsamer Staatsstreich. Nicht gegen den Staat, sondern durch den Staat gegen den verfassungsmässigen Souverän. Das Volk.» Zur Erinnerung: Soeben bekam die deutsche Regierung mit einem Notstandsgesetz Sondervollmachten.

Wem das zu verschwörungstheoretisch klingt, der darf keine Zeitung, aber zumindest keine Thriller lesen, denn die sind mit nichts anderem beschäftigt als damit, die offiziellen demokratischen Schaufensterauslagen aufs allerzynischste wegzuräumen.

Allerdings ist Frank Jordan alias Monika Hausammann in diesen Tagen nicht mit ihrem neuesten Thriller beschäftigt, sondern mit Grubenarbeiten, mit Tiefenschürfungen. Ja, sie untersucht die einsturzgefährdeten Stollen unseres modernen Welt- und Menschheitsbildes.

Beruhigende Bibel

In diesen düsteren Lichtverhältnissen sucht sie nach haltbaren Fundamenten. Sie arbeitet an einem Gross-Essay mit dem Arbeitstitel «Die Ordnung der Väter». Wem das biblisch vorkommt, der ist auf der richtigen Spur, denn Monika Hausammann ist Reformierte und liest abends in der Bibel – wenn sie nicht gerade in Dostojewskis «Brüder Karamasow» festhängt oder in Pessoa's «Buch der Unruhe».

Die Bibel beruhigt sie, sie findet Halt in Psalmen wie dem 73., der eigentlich Klage führt über das Wohlergehen der Frevler und ihre Anmassungen («Sie sehen kaum aus den Augen vor Fett. [...] Was sie reden, das soll vom Himmel herab geredet sein, was sie sagen, das soll gelten auf Erden») und über den Abgrund im eigenen Innern («[...] da war ich ein Narr und wusste nichts, ich war wie ein Tier vor dir»).

Und dann kommt das grosse, ja grossartige Dennoch: «Gott nahe zu sein, ist gut für mich.» Und Hausammann glaubt mit ihrem ganzen Herzen, dass es auch gut für die Menschheit wäre. Sie ist bibelfromm, was übrigens nicht aussergewöhnlich ist für Thriller-Autoren: Graham Greene, der Trinker und Ehebrecher, war erzkatholisch, und John Grisham zog als evangelikaler Laienprediger und Katastrophenhelfer durch die Lande.

Um Ordnung zu schaffen, das ist Hausammann's Ansatz, muss man zunächst einmal eine Idee von Ordnung haben, und da ist die Schöpfungsordnung, wie sie die Bibel erzählt, nicht der schlechteste Masstab.

Etwa, dass es Gut und Böse gibt, Gerech und Ungerech, dass die biologische Existenz von Mann und Frau gleichzeitig eine Offenba-

rungs- und eine Verstandeswahrheit ist, dass es Hass gibt und Liebe, Eifersucht, Neid, Gier, all die menschlichen Eigenschaften, von denen das Buch der Bücher so drall und prall erzählt, vor allem die grösste aller Versuchungen, vor der schon in der Genesis gewarnt wird, nämlich: vom Baum der Erkenntnis zu essen und dadurch selber wie Gott zu werden.

Und dieser Menschengott, dieser Homo Deus, hat Pläne. Er will den neuen Menschen schaffen beziehungsweise den Menschen neu erschaffen, nicht nur in Petrischalen, wo die

Sie hielt Kurs am Schreibtisch, diszipliniert, wie beim Delta-Fliegen, das inzwischen ihr Hobby war.

ersten Schimären aus Schwein und Mensch erzeugt werden, sondern auch in politischen Riesenlabors: in Masterplänen und Experimenten, die Ströme von Blut und Millionen von Toten gekostet haben und kosten.

In Gesinnungsdiktaturen, die den Menschen manipulieren und verbiegen, die ihn zum Denunzianten abrichten und ihm das entsprechende Vokabular aneziehen.

Ein Neusprech, in dem Denunziation übersetzt wird mit «aufeinander achtgeben» und jede Form der Dissidenz als «menschenfeindlich» oder «rassistisch» oder «rechtsradikal» verleumdet und mit bestem Gewissen unterdrückt werden kann. Hausammann hat sich in ihrem Frank-Jordan-Blog gegen die Zensurversuche von Lichtschlags *Eigentümlich frei*, von Broders «Achse» oder *Tichys Einblick* ins Kampfgetümmel gestürzt.

Es war ein vorsichtiges Kennenlernen mit ihr. Google gab nicht viel her. Aber das kleine Porträtfoto auf Facebook von dieser Frau mit Zigarillo, so provozierend in die Kamera ge-nafft. interessierte mich.



«Und das Beste: Es zahlt sogar selbst keine Kreditraten ab...»

Und irgendwann wurde ihr brandneuer Roman «Ares» vom Postboten abgeliefert, in den Briefkasten hätte der Ziegelstein nicht gepasst, 600 Seiten, auf dem düsteren Cover die Quadriga des Brandenburger Tors und darüber das rote Hornissenauge eines Kampfhubschraubers.

Ich habe das Buch nicht mehr aus der Hand gelegt. Und ich habe unterstrichen, was ich zuletzt mit einer Formulierung aus einem Don Winslow-Thriller gemacht habe.

Ihr Roman folgt der alten Action-Weisheit: Beginne mit einem Erdbeben und steigere allmählich. Hier bildet den Auftakt ein Terroranschlag in Virtual Reality, der ganz real tödlich endet. «Der Tag, an dem Ben Kramer starb, war derselbe, an dem er sich eingestand, dass alles eine Lüge war. Alles. Eine Lüge, die sich Politik nannte.»

Schnitt auf die Siegesfeier des neugewählten Kanzlers Eric Hessberg in Berlin, die dieser mit dem Sektkelch auf der Terrasse nicht so voll auskosten kann, weil der Mann an seiner Seite, der Kanzlermacher, ihn an ein paar schmutzige Vereinbarungen erinnert.

Brüssels Geheimarmee

Dann ist da noch die junge Azeera in Miami, der beste Electronic-Dance-Act der Gegenwart, die berühmteste DJ der Welt, 26 Jahre alt, 56 Millionen Jahreseinkommen. Ihr Manager nicht das, was er zu sein vorgibt. Schon die Schauplätze schreien nach einer Verfilmung. Dabei ist Carl Brun noch gar nicht im Spiel.

Das beginnt, nachdem der US-Geheimdienst in Telefongesprächen und Messenger-Diensten das Wort «Basel» in ungewöhnlicher Häufung in Verbindung mit den Worten «Hochzeit» und «Fest» abgefischt hat.

Brun trommelt seine Truppe, die nach einer politischen Intrige im Vorgängerroman («Das Attentat») fliehen musste, wieder zusammen. Die Schweiz hat nach einem katastrophalen europäischen Zwischenspiel ihre fiskalische und politische Autonomie wiedererlangt, und ihr alter Agentenführer leitet nun ganz offiziell den offiziellen Geheimdienst.

Aber diese erneute Bedrohung, die sich da aus dem Nebel schält, eine von Brüssel aus gesteuerte europaweite Geheimarmee, die nach einer Reihe von Terroranschlägen aufräumen soll, kann nur sehr inoffiziell beobachtet und sabotiert werden.

Wie schon in «Attentat» (2019), wo ein im Labor erzeugtes Virus Angst und Schrecken verbreitet – die Parallelen zum gegenwärtigen Pandemie-Geschehen sind verblüffend genau vorausgeahnt –, ist es hier der vermeintlich islamistische Terror, der die Angstkulisse errichtet, hinter der sich die eigentlichen politischen Geschäfte abwickeln lassen.

Und wie in «Attentat» zerfliessen in den Figuren das Gute und das Böse wie Wasserfarben, sie zerfliessen wie im richtigen Leben, sie sind



Faszination für die Zurückgezogenheit: Hausammann in Frankreich.

widersprüchlich, die Strippenzieher und die Handlanger, sie sind gleichzeitig gerissen und dumm, Täter und Opfer.

«Verlieben ist das Einfachste der Welt»

Es ist Hausammanns vierter Brun-Thriller. Die ersten beiden («Der Fonds», «Die Ministerin») fanden zunächst keinen Verlag, doch sie schrieb weiter, unverdrossen von allen Absagen, die selbstverständlich politisch herumdrucksten, bis sich der Lektor Wille aus dem Lichtschlag-Verlag meldete.

Sie hielt Kurs am Schreibtisch, diszipliniert wie beim Deltafliegen, das inzwischen ihr Hobby war. «Du brauchst Disziplin, wenn du im Wettkampf ein Dreieck von 150 Kilometern abfliegen willst.»

Und wenn du dann einen «Bart» erwischst, einen Aufwind, und in 4000 Meter Höhe einen Gletscher überfliegst, weisst du, was Schönheit

Sie wuchs in Bern auf als Tochter des Vorstandsvorsitzenden der Berner Zeitung.

und Klarheit miteinander zu tun haben – und vor allem: einsame Erhabenheit!

Monika Hausammann wuchs auf in Bern als Tochter des Vorstandsvorsitzenden der *Berner Zeitung*. Ihre Kindheit? Ein einziges wildes Abenteuer an der Seite ihres Bruders, mit Wald und Pferden, und sie war der Räuberhauptmann. Sie lebte aus dem Vollen eines wilden Herzens, studierte später Betriebswirtschaft und Journalismus, machte sich als PR-Beraterin selbständig – und brach das alles ab.

Sie schrieb, mittlerweile Mitte zwanzig, und entdeckte, in einer Art jungschen Analyse durch eine Beraterin, ihre Faszination für die

Zurückgezogenheit, ihr Talent zum Alleinsein, die Stärke der Autonomie.

Ihre frühen Romane waren Selbstfindungen, sie kann oder will sich kaum an die Titel erinnern. «Ich musste mich von mir selber los-schreiben.» Da die Pandemie-Beschränkungen eine persönliche Begegnung unmöglich machen, fällt der Ausflug ins Périgord flach. Es muss über Zoom laufen. Das kommt ihr entgegen. Sie sei scheu, sagt sie. Im Monitor schliesslich taucht ein Wusch blonder Locken auf, der es ihr ermöglicht, diesen immer wieder dramatisch zur Seite zu schaufeln wie eine Chansonnière in ihrer wilden Einsamkeit.

Allerdings hat sie mit einem hartnäckigen Verhörspezialisten zu tun. Warum sie alleine lebe, frage ich. Warum sie keine Kinder hat. Man kann so was fragen, wenn man ein paar tausend Kilometer entfernt ist. Also: War sie mal verliebt? «Na klar. Verlieben ist das Einfachste der Welt: weil es uns einfach widerfährt. Man tut von sich aus absolut nichts dazu.»

Die Ergänzung kommt schriftlich, und sie ist anrührend um Genauigkeit bemüht: «Nähe, wo sie nicht bloss Ausdruck des Verliebtseins war, hatte deshalb ausserhalb sentimentaler Vorstellungen und wo sie nicht über Jahre – und ich meine Jahre! – gewachsen war, stets etwas Bedrohliches an sich.»

Zwei längere Beziehungen hatte sie gelebt, beide, sie schreibt es unumwunden hart, «gescheitert», und zwar, soweit ich es verstehe, aus dem mir selber sehr vertrauten Unvermögen, Distanz und Nähe zu regulieren, da sind die emotionalen Armaturen unleserlich.

Allerdings hat sie andere Konsequenzen gezogen.

«Ich habe den Versuch aufgegeben, dies ändern zu wollen, und dabei frei nach John Cheever die Gelassenheit eines Menschen gefunden,

der das Land der Liebe, wo Nähe Gebot ist, verlassen hat. Was für eine Erleichterung!»

Wer ihre Romane als Ersatzhandlungen interpretieren möchte, könnte in der Beziehung von Carl Brun mit der Zigarillo paffenden Jezreel Vidali herumstochern, die bisher eher in seinem Augenwinkel mitlief, bis sie, am Schluss von «Ares», hinter ihn tritt, ihn umarmend den Kopf in seine Schulterblätter legt. Das Leben kann so einfach sein, wenn man es selber schreibt.

Und so lebt sie mit ihrem Hund Wanja und ihrer Katze in dieser Mönchsklausur, die ihre Eltern früher in den Ferien angemietet hatten, überhaupt ihre Eltern, sie spricht über sie mit Liebe und Respekt.

Und das ist der bleibende Eindruck. Der einer starken und schönen, einer hellwachen und komplett allürenfreien Frau. Sie nimmt mich über ihre Laptop-Kamera mit auf einen Streifzug durch ihr Haus, den Garten, die Auffahrt, den hellweissen Kies, der sich harken liesse wie ein japanischer Zen-Garten.

Sie pflanzt Gemüse, Hülsenfrüchte, daneben Lorbeerbäume und Tamarisken und Strauchulmen als Sichtschutz, sie lebt selbstgenügsam, als rechne sie mit allem, sie ist vorbereitet. Und da ihre Bücher noch keine Millionen einspielen, geht sie zweimal die Woche putzen. Ja, ihre Selbstbeschreibung auf Facebook lautet: «Autorin und Putzfrau».

Nichts ist, wie es scheint

Schliesslich lässt sie mich tatsächlich in ihr Manifest schauen, in die «Ordnung der Väter», die einen vehementen Kommentar über unsere entleerte und entgleiste Wirklichkeit enthält. Es ist mehr ein Aufruf als ein Essay, und der mündet in ein Crescendo des Mutes und der Lebensbejahung:

«Fürchte dich nicht, aufrecht zu stehen, wo alle anderen kriechen. Fürchte dich nicht, vor Gott zu knien, wo von dir verlangt wird, es vor den Götzen der Ersatzreligionen zu tun. [. . .] Fürchte dich nicht davor, allein zu bleiben, wo alle anderen gehen und wo sogar du lieber gehen würdest. [. . .] Das ist die Freiheit der Bibel, die Freiheit des Christusgeschehens, die Freiheit der Gottesfurcht: das Ende aller Welt- und Menschenfurcht und der Anfang der Weisheit.»

Dieses Manifest muss raus. Es ist ihr wichtig.

Allerdings kann sie es nun kaum erwarten, mit dem neuen Thriller zu beginnen – Arbeitstitel: «Polygon». Eine weitere Story über Verrat, Anmassung von Macht und die Fallstricke des Gottspiels. Nichts ist, wie es scheint – wenn es eng wird für eine Reihe von Bankern, die in einer Serie rätselhafter Selbstmorde dran glauben müssen, und wenn die kleine Jez entführt wird.

Aber da gibt es ja immer noch Carl Brun!

Frank Jordan: Ares. Kein Fall für Carl Brun. Lichtschlag. 624 S., Fr. 38.90

Männer müssen draussen bleiben

Inklusivität ist das Gebot der Stunde. Aber nicht überall.



Das Thema Diskriminierung von Frauen ist allgegenwärtig. Teilweise zu Recht, wenn es belegte Fakten gibt in Fällen, in denen Frauen ganz klar aufgrund ihres Geschlechts irgendwo benachteiligt werden. Teilweise zu Unrecht, wenn es sich um pauschale Anschuldigungen handelt, wenn mit falschen Zahlen wie einem unbereinigten *pay gap* oder mit subjektiven Wahrnehmungen statt konkreten Beweisen argumentiert wird. Wobei natürlich klar ist: Diskriminierung ist nicht immer einfach zu belegen.

Ich habe länger überlegt, ob ich über diese Sache schreiben soll. Sie ist kein Grund für Schnappatmung. Mein Eindruck ist aber, dass das Beispiel, motiviert durch eine Überreaktion im Namen der Gerechtigkeit, vermehrt zur Anwendung kommt: Exklusion statt Inklusion. Und auch weil im umgekehrten Fall die Gruppe, die sich gerne empört, tagelang darüber herziehen würde, wickle ich sie hier mal ab.

Wir haben also einen konkreten Fall von tatsächlicher und nicht einfach gefühlter Benachteiligung. Eine ganze Gruppe wird von etwas ausgeschlossen, aufgrund ihres Geschlechts: die Männer. Die EZB, die Europäische Zentralbank, veranstaltet in Frankfurt im November eine Konferenz. Man will sich mit neuen Forschungsarbeiten mit geldpolitischer Relevanz auseinandersetzen. Ich habe es in der *NZZ* gelesen. Man kann sich für die Konferenz bewerben, indem man eine Forschungsarbeit einreicht: «How to Apply: We are inviting academic papers from female researchers», steht auf der Website des Centre for Economic Policy Research (CEPR), mit dem zusammen die EZB einlädt. Man kann dabei sein, wenn man eine Frau ist. Männer haben Pech gehabt. Sie können auch an dem Panel nicht teilnehmen.

Keine Frage, ein privater Veranstalter kann selbstverständlich Business-Events nur für Frauen veranstalten. Es gibt gute Gründe, warum Frauen an gewissen Veranstaltungen ohne das Mittun von Männern mitwirken möchten: Männer und Frauen haben grundsätzlich eine unterschiedliche Definition von Teilnahme. Es gibt Männer, die spüren sich nicht, halten sich für «den geilsten Siech», informieren ihre Gegenüber unablässig über sich und ihre Erfolge, lassen keinen Raum für Mitwirkung oder Austausch. Ohne Männer sind Frauen manchmal entspannter, die Gruppendynamik ändert sich. Vor allem aber können Frauen so untereinander ihre Netzwerke stärken. Ich habe schon an solchen Anlässen teilgenommen.

Und ich kenne keinen einzigen Mann, der das nicht akzeptieren würde. Umkehrt allerdings wird's problematisch: Wenn Männer irgendwo unter sich bleiben wollen, etwa in einer Zunft, stöckeln die Damen gerne auf die Barrikaden. Events, ganz ohne Frauen, im 2021: für einige weibliche Wesen unzumutbar.

Die EZB ist aber kein privates Unternehmen. Sie ist eine Währungsbehörde, besitzt den Status eines EU-Organs. Ihre Mittel stammen von den nationalen Zentralbanken der EU-Mitgliedsländer. Das soll nicht heissen, dass sie mit diesen öffentlichen Geldern keine *women only*-Konferenzen veranstalten darf. Natürlich darf sie das. Sie kann Meetings für Veganer durchführen, wenn es ihr wichtig scheint. Aber ob sie das tun soll, ist eine andere Frage. Denn in dieser Konferenz geht's um Geldpolitik, da regelt man Dinge wie, möglicherweise, Geld? – soweit ich das immer verstanden habe – und nicht die Geschlechterförderung. Dazu sollten die besten wissenschaftlichen Beiträge aller Experten eingereicht und besprochen werden, mit

dem Fokus auf Qualität und nicht Geschlecht. Eine Teilnahme kann auch karriererelevant sein.

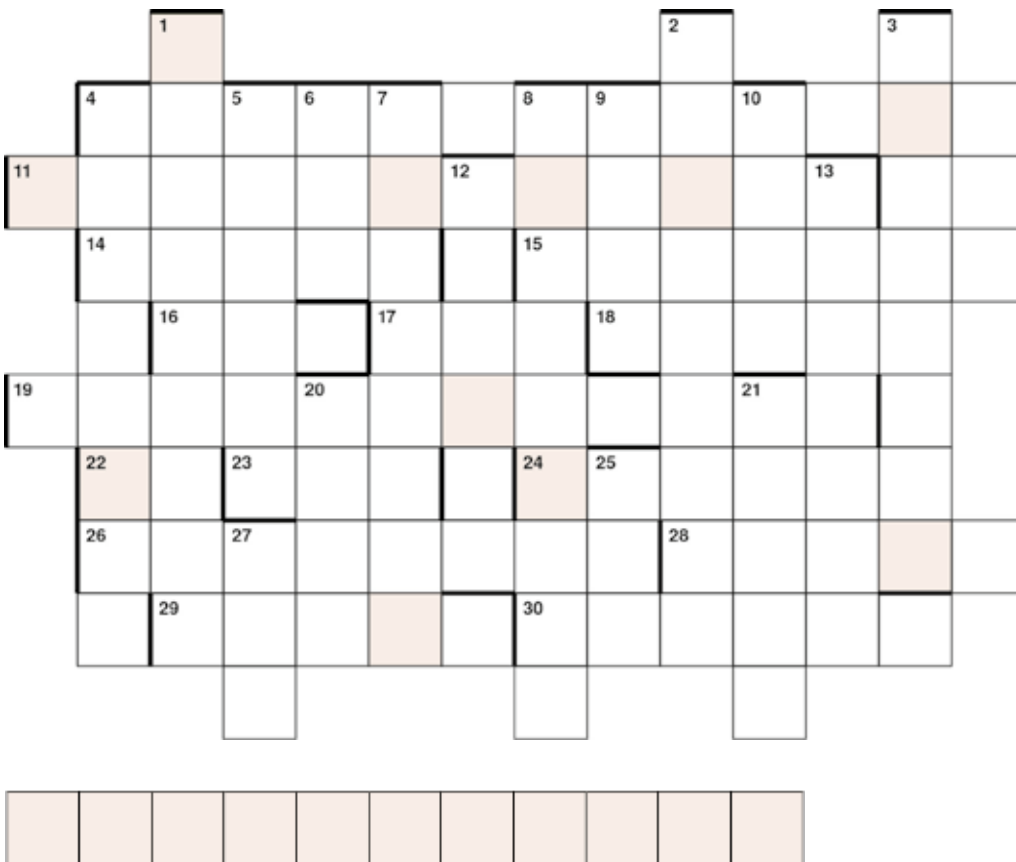
Der *NZZ*-Autor schreibt: «Die Sache spiegelt ein tieferes Malaise. So scheint der EZB-Präsidentin Christine Lagarde die Geldpolitik ein viel zu enges Feld zu sein.» Die Ex-Politikerin wolle auch Identitäts-, Klima- oder Finanzpolitik betreiben. Das ist gut möglich. Ein bisschen wie eine Schauspielerin, die falsch besetzt ist.

Menschen aufgrund ihres Geschlechts nicht zu berücksichtigen: Ist das nicht genau das, was Feministinnen wie Lagarde stets anprangern? Durchmischte Teams, niemanden bevorzugen oder ausschliessen wegen dem, was er oder sie oder alle anderen zwischen den Beinen haben, ist doch die Kampfansage in Dauerschleife schlechthin. Dass sie selbst ihren eigenen Standards nicht gerecht werden – wenn es ihren persönlichen Absichten entgegenkommt –, offenbart ihr anhaltendes Dilemma zwischen der Gleichbehandlung aller und den Sonderrechten, die sie Frauen gewähren möchten.

Natürlich kann man einwenden, Frauen seien in der Vergangenheit jahrhundertlang von allen möglichen Bereichen ausgeschlossen worden; da ist es doch kein Problem, wenn sie jetzt einmal einen Event nur für sich haben. Das stimmt. Auf diese Art möchte man vielleicht ja auch Fehler aus der Vergangenheit wiedergutmachen.

Aber die Ausgrenzung von Frauen mit der Ausgrenzung von Männern zu bekämpfen, kann doch auch nicht die Lösung sein. Zweimal falsch macht nicht richtig.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Fahrstühle für Stühle

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Ursprünglich ein hauptlochriges Einmannsudatorium, heutzutage hauptsächlich ein Drosselgriffbegriff. **11** Im Mauthäuschen an der Putschautobahn sitzt etwa einer von deren Clan. **14** Das Wie-mach-ich-das mit dem nötigsten Know-how. **15** Einem höchst isolierenden Ganzleibkleid hochasiatischer Eingeborener abgeschorener Nawaro. **16** In drei Worten: uno verbo nämlich. **17** Das kommt direkt davor dazu, kommt das direkt danach dazu. **18** Die fasst scharende Frauen und Mannen oder rudelnde Sauen zusammen. **19** Einer, der zwischen Einern und den Erstkleinern steht. **22** Liebe Leute, nicht desto, sondern das da gehört beziehungsweise zu desto. **23** Vermisst selbst die Ammer mit Kummer noch zur Klage und Jeremiade. **24** Ein frikatives Abtragen durch -raspeln samt reflexivem Abjagen und -haspeln. **26** Der oder das ist dasselbe wie das Gelbe von einem Teil eines Teils. **28** No pun: the third rock from the sun. **29** Schockierend elektrisierendes Aster-Arrangement. **30** Eine der zünftigen Körperschaften derer, die mit dem Körper schaffen.

Senkrecht — **1** Jagen und Sammeln können Jäger und Sammler währenddessen vergessen. **2** Der perfekte Ferienort! Extrem kurze Reise, zudem gewohnte Preise und man fühlt sich obendrein sofort wie daheim. **3** Bedacht mit einer Tracht löwenhafter Pracht. **4** Gewöhnlich hat er etwas gut vernehmlich zu verkünden, am Markt in dessen auch aufdringlich zu verkaufen. **5** Der nordpazifische Südseestern im Sternenbanner. **6** Oft ist diese Emotion die Motivation zur Eskalation (einer Palme). **7** Die macht die Nacht unter Sternen sowohl bequemer als auch wärmer. **8** Wird von Chronos, nicht Eros, verschossen, und zwar von jeher von vor- nach nachher. **9** Die Frage ist, was das ist, was ausser Frage steht. **10** Schaut mal alle hin oder her! **12** No riddle: where Jimmy has a piddle. **13** In der Tat ra-ta-ta-tat oder genauer gesagt rat-tat-tat-tat. **20** Was zum Beispiel im gleichnamigen Feuchtgebiet die feuchten Stellen überzieht. **21** Eine nominale Anweisung zur illegalen Aneignung. **25** So einen Flur sieht man heute fast nur noch in Kreuzworträtseln. **27** Der problematische Deutsche sitzt bei PEBKAC auf dem C vor dem K.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselwerkstatt

Lösung zum Denkanstoss Nr. 715



Waagrecht — **6** DORNROESCHEN **11** HINTERZIEHEN **14** KRUX: von lat. crux = Kreuz **15** AEROBIC **16** TOASTEN **18** TELKO: kurz für Telefonkonferenz **19** BALG **20** IOSHI: Super Marios Reittier **21** LOS **23** [TOLL][WUT] **25** LUEG(!) **28** POGO: Tanzstil **29** ERISAPFEL: Apfel der Zwietracht **30** RESERVE **31** UNSER

Senkrecht — **1** ERTRAGLOS: Anagramm von «Rostregal» **2** BRR **3** FEIEN: von (dichterisch) Fei = Fee **4** SCHOTTLAND: Der Union Jack ist die UK-Nationalflagge. **5** KNACKS **6** DIKTATOR **7** ONKOLOGEN **8** NEUSILBER **9** SERAILS **10** HEBEL (gesetz) **12** ZAESUR: von lat. caesura = Schnitt/Hieb **13** NIL: ein Nichts (von lat. nihil) **17** TOWER: Anagramm von «Worte» **22** OEFEN **24** TIEF **26** UPS: United Parcel Service (Kurierdienstunternehmen) **27** GER (manischer Speer)

Lösungswort — **FRUCHTWASSER**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.

MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

JAHRESKALENDER CHRONOGRAPH REF. 5905R

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com